div.

Pol.civ. 117 f

Xerokopieren aus konservato-
rischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

<36608247580013

<36608247580013

Bayer. Staatsbibliothek

Briefe

für

Aerzte und Nichtärzte

über

die Aftermedizin

und

deren Nothwendigkeit im Staate.

R

Ein

Beytrag zur medizinischen Polizey

von

J. G. Rademacher.

Cöln,

bey Keil XII. Jahrs. (1804.)

Pol. civ. 117 g
BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.
46 B

Vorrede.

Die Aftermedizin muß wohl ein sehr altes Uebel seyn, denn in sehr alten Büchern ist schon von ihr die Rede. Man muß sie auch bis jetzt noch nicht haben ausrotten können, denn Aerzte und Nichtärzte klagen noch immer darüber, ja lassen wohl gar ihre Klagen drucken. Eine Untersuchung, ob es möglich sey, sie auszurotten, kann also nicht als überflüßig angesehen werden.

Anfänglich wollte ich diese Abhandlung in drey Abschnitte eintheilen. In dem ersten die Ursachen der Aftermedizin auseinander setzen, in dem zweyten die Mittel sie zu vertilgen an-

geben, und in dem dritten die Zweckmäßigkeit der von einigen Staaten dagegen ergangenen Verordnungen prüfen. Vielleicht hätte dadurch das Buch ein gelehrtes Ansehen bekommen, aber es würde auch sehr langweilig geworden seyn, weil man eckelhafte Wiederholungen nicht würde haben vermeiden können.

In Erwägung dieser Schwierigkeit hielt ich es fürs beste mein Thema in vertraulichen Briefen an einen Amtsbruder und ehemahligen Jugendfreund abzuhandeln, die Ursachen der Aftermedizin in ein solches Licht zu setzen, daß sich die Mittel dagegen von selbst ergäben, und jedermann die Zweckmäßigkeit der Verordnungen der Staaten ohne meine Hülfe prüfen könnte.

Das Buch ist für Aerzte und Nichtärzte geschrieben; mit Recht kann man also davon

verlangen, daß es diesen nicht unverständlich, jenen nicht langweilig sey, und beyde unterhalte. Das ist aber eine sehr schwere Forderung, und ich bekenne, daß es nicht in meinen Kräften stehet, sie ganz zu befriedigen.

Die Form, worin ich geschrieben, hätte mir wohl erlaubt, hin und wieder auszuschweifen, und mich in einem angenehmen Nebenweg zu verlieren, dadurch wurde das Ganze für Nichtärzte unterhaltender geworden seyn indessen schien es mir doch am besten in diesem Punkte nicht zu übertreiben.

Auch überflüßige Gelegenheit zum Scherz, both mir mein Thema dar, man würde mir diesen auch wohl eben nicht zum Verbrechen haben anrechnen können, da uns Wichmann selbst im Journal der praktischen Heilkunde allerley lustige Schnurren erzählt. Um aber

auch nicht den geringsten meiner Amtsbrüder zu ärgern, rede ich durchgehends im ernsthaften Tone, und suche höchstens das langweilige zu vermeiden. Ob mir dieses gelungen, mögen die Leser entscheiden.

Goch den 6. Febr. 1804

I. Brief.

Endlich bin ich müde deine Klagen über Afterärzte anzuhören. Gleich dem Ritter von der traurigen Gestalt fechtest du gegen Windmühlen. Ich will einmahl dein treuer Schildknappe seyn, und dir begreiflich machen, daß es wirklich Windmühlen sind, gegen welche du kämpfst. Wenn ich solche Klagen von einem Arzt höre, den ich nicht persönlich kenne, so habe ich Mitleiden mit ihm, denn ich stelle mir vor, der gute Mann hat nothdürftiges Auskommen, und Sorgen der Nahrung zwingen ihn seinen Aftercollegen ihren Gewinnst zu mißgönnen; oder er hat vielleicht viel gelernt, besitzt aber keine gute Urtheilskraft, mag also eben nicht sehr glücklich und sicher heilen; oder er ist noch in den ersten Jahren der Praxis, voll großer Erwartungen ins bürgerliche Leben getreten, und findet, daß es schwerer ist, sich das Zutrauen des Publikums zu erwerben, als er es geträumt hatte, was soll ich aber denken, wenn ich dich klagen höre? — Du besitzest Kenntniße, welche ich bey vielen vermisse; du hast ein richtiges und schnelles Urtheil; du bist über die lästigen Noviciatjahre der

Praxis hinaus: und doch klagest du? — Nicht wahr, mein Bester, du thust es bloß aus Menschenliebe? Mitleiden hast du mit den Kranken, welche durch Medikaster unglücklich gemacht, oder gar gemordet werden. — Wirklich du bist ein sehr edler Mann, du umfassest das Ganze, beklagest das Unglück des ganzen Menschengeschlechts, und wünschest es davon befreyt zu sehen.

Es gab große Männer, welche ihre Kräfte zum Besten der Welt anwendeten, welche ihre Ruhe, ja selbst das Leben ihr aufopferten, und ihre Nahmen haben die Jahrbücher der Zeit verewigt. Du ahmst jene großen Männer nach; und wenn du gleich die Mißbräuche, wodurch so viele unglücklich gemacht worden, nicht abschaffen kannst, so klagst du doch darüber, hast also gewiß den guten Willen das allgemeine Beste in dieser Hinsicht zu befördern: da aber der gute Wille in der Moral die Hauptsache ist, so sehe ich mich gezwungen, dich eben so zu schätzen, als ob du wirklich der Beglücker des ganzen Menschengeschlechts wärest. Siehe, so kenne ich deinen Werth in seinem ganzen Umfange; aber leider muß ich bekennen, daß mich bloß vor jener Höhe des moralischen Gefühls, worauf du stehest, schwindelt, ich vermag nicht mich hinauf zu schwingen.

Oft sprachen wir über diesen Gegenstand zu der Zeit, da wir zusammen die Heilkunde erlernten; wir

waren über diesen Punkt nicht einig, und werden es wohl wahrscheinlich nie werden. Wenn ein offner Kopf zum Besten des ganzen wirkt, ob da auch wohl das Gefühl jener Verbindlichkeit die Triebfeder seiner Handlungen seyn mag? — Geldgeitz, Ruhmsucht, Stolz, Wißbegierde sind mehrentheils die Quellen, woraus das Wohl der Gesellschaft fließt.

Würde man den Gelehrten und Ungelehrten, welche zum Nutzen der Welt Bücher machen, anhalten diese ohne ihre Nahmen drucken zu lassen, so würden wohl wenige gedruckt werden, wollte man ihnen aber vollends kein Honorar reichen, so würde sich auch der ärmste Mann alle Werke die erschienen, gemächlich anschaffen können.

Allenthalben hängt das Wohl der menschlichen Gesellschaft als Zeichen aus. Reich publicirt sein Fiebermittel, Röschlaub schimpft, ein Marktschreyer dispensirt Purgirpillen, und Hahnemann ein zehntausendstel Gran Belladonna: Alles zum Nutzen der leidenden Menschheit. Wahrhaftig, wenn alles wirklich zum Wohl der Gesellschaft gereichte, was unter dieser Rubrick geschrieben und gethan wird; so müßte das Menschengeschlecht schon so unbeschreiblich glücklich in dieser Welt seyn, daß die Geistlichen nicht nöthig hätten, es auf die Freuden jenes Lebens zu vertrösten.

Drum weg mit dieser chimärischen Verbindlichkeit dem Ganzen nützlich zu werden, es eckelt mich fast einen vernünftigen Mann davon reden zu hören. Wenn allenfalls noch einer ist, der bloß im Gefühl dieser Verbindlichkeit etwas Gutes verrichtet, der wird am besten thun ganz davon stille zu schweigen, denn der Ausdruck: Ich thue dieses oder jenes zum allgemeinen Besten, gilt wohl nichts mehr, als die Worte: Ich bin ihr gehorsamer Diener.

Du könntest mich aber beschuldigen, daß meine Handlungen mit meinem Raisonnement nicht übereinstimmten. Freylich mag es dir so scheinen, als habe ich jezuweilen selbst mit Aufopferung meines eignen Interesses zum gemeinen Besten in meinem Zirkel gewirkt. Aber, daß ich es im Gefühl jener Verbindlichkeit gethan, ist wahrlich bloßer Schein. Was ich that, geschah aus Liebe zur Heilkunde, aus Wißbegierde, und wenn ich zum Beyspiel die Pocken in meiner Commune auszurotten suche, und zu dem Ende selbst die Kinder der Wohlhabenden unentgeltlich vaccinire, so geschiehet das bloß aus Stolz; denn ich will nicht, daß, wenn nach ein Paar Jahren jedes alte Weib um einige Pfennige vaccinirt, daß man dann mit Fingern auf mich zeige und spreche: Der hat sein Geld mit Sünden verdient. Wäre ich ein Galanteriekrämer, so würde ich mir so gut wie mancher andre einen Louisd'or

für jeden vaccinirten bezahlen lassen, dann könnte ich doch ohne zu erröthen, wenn die Sache gar zu gemein wurde, im Preise abschlagen, und fände sich kein Absatz mehr, sie umsonst anbiethen.

Du siehest ich entdecke dir aufrichtig die Triebfedern meiner Handlungen; also Aufrichtigkeit gegen Aufrichtigkeit. Bekenne, es ist nicht das Wohl des Menschengeschlechts, welches dich drängt über Medikasterey zu klagen, es liegen andre Ursachen zum Grunde. Vielleicht führst du eine zu glänzende Haushaltung, hast weitläuftige Familie, die schlecht bezahlt, dich aber desto österer besucht. Vielleicht ist dein Umgang so interessant, daß alle gebildete und ungebildete Leute, von denen du einmahl einen Reichsthaler verdientest, deine Gesellschaft suchen. Freylich da kann dein Haus bey einer mäßigen Praxis schon so ziemlich einem Taubenschlage gleichen, und am Ende des Jahres wirst du noch bey allem Gelde zu kurz kommen. So könnte es denn wohl seyn, daß du bey dir dächtest: Wenn die verdammte Medikasterey nicht wäre, so könnte ich noch einmahl so viel verdienen, und herrlich und in Freuden leben. Oder du bist vielleicht zu aufrichtig im Umgange mit Menschen, nennest eine verblühte Schönheit nicht bezaubernd, sagst einem alten Herrn gerade zu, daß du ihn nicht verjüngen könnest, du versicherst es in solchen Dingen, welche nothwendig zum Umgange

gehören, wenn man selbst als Bürger ruhig und vergnügt leben will. Da kann sicher mancher Ignorant dir in Erwerbung des Zutrauens den Preis abgewinnen. — Doch ich bin kein altmodischer Criminalrichter; ich weiß so viel, daß deine Klagen aus unlautern Quellen fließen, und will dich um des eigenen Geständnisses willen nicht auf die Folter spannen.

Vielleicht ist es nützlicher für dich, wenn ich eine Untersuchung anstelle: Ob es auch wohl möglich sey, die Medikasterey in einem Staate zu unterdrücken.

Du wirst sehen, daß es zwar an sich nichts Unmögliches sey, daß aber die einzigen Mittel zu diesem Zwecke zu gelangen vielleicht in einzelnen kleinen Gegenden Anwendbarkeit finden, im Ganzen aber nicht für unsre sublunarische Welt passen. Dann wirst du endlich begreifen, daß die Medikasterey ein nothwendiges Uebel sey, und eben so wenig darüber klagen, als über die Erbsünde. Ja wenn du dich so sehr gedrungen fühlst fürs Ganze zu wirken, so werde ich dir zeigen, daß du es auf eine viel reellere Weise thun kannst, als durch Klagen.

Fragst du, warum ich mir diese Mühe geben will? — Je nun, du weißt, daß es von jeher meine Weise war, eine Sache von verschiedenen Seiten zu be-

trachten. Freylich mögte es eben nicht immer der Klugheit gemäß seyn, diese Betrachtungen mit der gravitätischen Miene eines Reformators dem größeren Publico mitzutheilen, man könnte leicht verketzert werden. Aber dir, lieber Karl, an dessen Seite ich die frohen Jahre der Kindheit und des Jünglingsalters durchlebte, dir kann ich wohl offenherzig meine Gedanken mittheilen; du kennst mich zu gut, und wirst mich gewiß darum nicht verdammen, daß meine Meinung von der gewöhnlichen und auch vielleicht von deiner eigenen abweicht; denn ich bin im höchsten Grade tolerant, und es verdrießt mich nicht im geringsten, wenn du auch einmahl anderer Meinung seyn solltest. Man lieset Medizinalverordnungen gegen die Medikasterey, man lieset welche vortreffliche Einrichtungen dieser oder jener Staat getroffen, um gute rationelle Aerzte zu bilden; welche Mühe man sich gibt um sie, ehe man ihnen die Erlaubniß ihre Kunst auszuüben ertheilt, zweckmäßig zu prüfen. — Sollte es denn so ganz uninteressant seyn, die Meinung eines Mannes über solche Sachen zu hören, der seit neun Jahren in einem Lande lebte, wo man keine Doktordiplome, keine Medizinalgesetze, keine Approbationen, keine Prüfungen kannte, wo jeder, der jährlich für einige Livres ein Patent lösete, Arzt war?

Ich sehe im Geiste du bedaurest mich, daß mich das Schicksal in ein solches Land geworfen: ich will dir aber noch mehr sagen. Von jeher war diese Stadt mit Afterärzten heimgesucht. Mein Antecessor, ein gelehrter Mann, hielt strenge auf die Ausübung der preußischen Medizinalgesetze. Man verfolgte Chirurgen, Apotheker, ja einzelne Bürger, welche sich hatten einfallen lassen, die Rolle des Arztes zu spielen. Man ging selbst so weit es öffentlich bekannt machen zu lassen, daß jeder, der sich des medizinischen Raths des N. N. bedienen würde, zur Verantwortung gezogen werden sollte.

Mein Antecessor bekam ein Geschwür am Fuße, und mußte drey Jahre das Bette hüten, da starb er. Du kannst dir leicht vorstellen, wie es nun hergegangen sey. Die Chirurgen mußten für den invaliden Arzt die Kranken besuchen, nach ihrer Relation beurtheilte er den Zustand und verordnete. Leute, die dieses für unzulänglich ansahen, riefen benachbarte Aerzte oder Quacksalber zu Hülfe. So war alles in Unordnung. Dieser rühmte einen legitime Promotum, jener einen Feldscher, der dritte einen Apotheker. Jetzt entstand durch die französische Occupation eine vollkommene Anarchie im Medizinalwesen, und keiner hatte mehr etwas zu befehlen. Unter diesen Umständen ließ ich mich hier nieder. Ich hätte gewiß gegründete Ur-

sache gehabt, über die Medikasterey zu klagen, habe es aber nicht gethan. Nie habe ich über einen Afterarzt geschimpft, nie seine Kunst zu verkleinern gesucht; hatte sich jemand seines Raths bedient, und er verlangte hernach meine Hülfe, so habe ich ihm nie Vorwürfe gemacht; sondern mich nach dem Quacksalber und seinen Mitteln bloß so erkundiget, wie ich mich nach jeder andern äußern Schädlichkeit erkundige, welche auf den Kranken gewirkt. Ja ich bin noch weiter gegangen. Vor einigen Jahren hörte ich, daß ein Marktschreyer sich beym Maire gemeldet, um seine Bude hier aufzuschlagen, und daß der Maire Bedenken trüge, ihm dieses zu erlauben. Ich ging selbst zum Maire und bath ihn den Mann nicht in seinem Broderwerb zu behindern. Nun wurde auf dem Markt vor meinem Fenster ein Theater erbauet, alle Abend beym Fackelschein Arzeney verkauft und Comödie gespielt. Der Doctor selbst war ein gar stattlicher Mann, nnd hatte eine ungeheure Beredsamkeit, sein Bruder, der Hanswurst, spielte ebenfals seine Rolle gut, und ich kann dir sagen, daß so lange ich hier bin, nicht so viel gelacht habe, als in den Paar Monaten, da diese Leute ihr Wesen trieben. Jeden Sonntag morgen zog der Doctor auf die Dörfer, der Hanswurst bließ vor der Kirche auf einem Waldhorne, und es wurde Arzeney verkauft. Des Nachmittags ritte mein beredeter College mit seiner Schwester spatzieren, er auf einem en-

glischen sie auf einem polnischen Gaul; kurz es war alles, so wie ich es wohl auf einem Gemählde, aber nie in der Wirklichkeit gesehen. Fragte mich jemand, was ich von den Arzeneyen des Marktschreyers hielte: so antwortete ich gewöhnlich, ich hätte sie nicht unter- sucht, die, welche sie gekauft und gebraucht, würden besser den Werth derselben bestimmen können. Schimpfte jemand auf den Mann, vielleicht in guter Absicht, vielleicht bloß, um mir damit ein Vergnügen zu ma- chen; so lachte ich darüber und sagte: es würde nie- mand gezwungen Arzeney von ihm zu kaufen; und wenn sich auch einmahl jemand übel auf jene Arzeneyen befände, so wäre doch der Arzt nicht verantwortlich dafür; alles was Gott geschaffen hätte, sey gut, also auch die Arzeneyen des Marktschreyers, und wenn sich jemand mit einem Messer den Hals abgeschnitten, so habe ich noch nie über den Messerschmidt schimpfen ge- hört. Dem Marktschreyer mogte es wahrscheinlich ge- fallen, daß er einmahl in einer Stadt war, wo ihm der Arzt nichts Böses nachredete; und er war so artig allenthalben zu sagen: ich sey der verständigste und ehrlichste, den er noch angetroffen. Ich versichere dir, daß mir dieser Lobspruch viel Vergnügen gemacht; denn ich dachte bey mir selbst: Gott weiß ob es nicht das erste und letzte Mahl ist, daß ein College, der an ei- nem kleinen Orte sein Wesen zugleich mit mir treibt, mich in der Abwesenheit lobt.

Du

Du wirst gewiß erstaunen über meine seltsamen Anschläge und denken, daß ich es endlich selbst so weit getrieben, bis ich zur Null in meiner Commune geworden; aber darin würdest du dich gewaltig irren; denn es ist vielleicht kein Ort in diesem Lande, wo so wenig Medikasterey Statt findet, als gerade in dem, worin ich wohne. Jeden von der Sache unterrichteten Mann kann ich dreist auffordern mir darin zu widersprechen. Mehr als ehemahls unter den günstigsten Umständen alle preußische Medizinalverordnungen, mehr als die Wachsamkeit der Polizey, als das Raisonnement meines gelehrten Antecessors, als Geldstrafe, als angedrohete Landesverweisung ausrichten konnten, richtete ich unter den ungünstigsten Umständen ohne jemandes Hülfe aus. Ganz die Medikasterey zu verbannen, stehet nicht in meiner Gewalt, indem ich (wie du im folgenden sehen wirst) nicht im Stande bin, alle Ursachen derselben aufzuheben. Sie hat aber sehr viele Ursachen, und da es in meiner und jedes Arztes Gewalt stehet eine große Zahl derselben aufzuheben; so muß sie sich dadurch so bedeutend vermindern, daß man sie so zu sagen als ganz verbannt ansehen kann. Doch genug für diesesmahl, mein Brief ist schon so lang, daß er sich fast für einen Roman qualifizirte.

Zweyter Brief.

Ehe ich mit dir die Ursachen der Medikasterey aufsuche, wird es nöthig seyn, die Frage zu beantworten, was man sich unter einem Geschöpf denken soll, welches im gewöhnlichen Leben mit dem Nahmen Medikaster, Quacksalber, Afterarzt, medizinischer Pfuscher und andern Ehrentiteln belegt wird. Man kann davon zweyerley Bestimmungen angeben, je nachdem der Gesichtspunkt ist, aus welchem man den Arzt betrachtet. Siehet man ihn bloß als einen vom Staate, worin er lebt, zum Heilgeschäfte autorisirten Mann an; so ist der gelehrteste und geschickteste Heilkünstler ein Afterarzt, so bald er nicht vom Staate approbirt ist. Wären wir z. B. wieder unter preußische Hoheit gekommen, so würde man einigen geschickten und schätzbaren Aerzten, welche sich während der französischen Occupation im Lande niedergelassen, diesen Titel haben beylegen müssen. Da wir aber keine Polizeybeamten sind, so wollen wir auch den Arzt aus diesem Gesichtspunkte nicht betrachten. Uns sey ein Afterarzt ein solcher Mensch, der sich mit dem Heilgeschäfte befaßt, ohne das Ganze des medizinischen Wissens zu kennen. Du siehest aber leider, mein Bester, daß wir mit dieser Bestimmung auch anstoßen; denn muß für uns jetzt nicht mancher promovirte und approbirte Arzt ein Quack-

salber seyn? Ich weiß aber wirklich keine bessere Bestimmung anzugeben, also wollen wir uns mit dieser behelfen so gut wir können.

Es gibt verschiedene Sorten von Afterärzten; ich will dir die vorzüglichsten derselben aufzählen, und dir meine Meynung aufrichtig dabey sagen, in wiefern ich sie für schädlich oder unschädlich, nützlich ja selbst für unentbehrlich halte.

In die erste Klasse derselben kommen solche, welche durchaus keinen Schatten von medizinischer Kenntniß besitzen. Deren gibt es zweyerley Arten.

Einmahl solche, welche einige Rezepte oder ein altes Buch haben, und nach diesen blindlings curiren. Bauern und Handwerker sind diejenigen, welche gewöhnlich auf diese Weise die Rolle der Aerzte spielen. Will man einmahl an das Wohl der Menschheit denken; so muß man bekennen, daß gerade diese Quacksalber die schädlichsten sind. Fest glauben sie selbst in ihren Rezepten oder in ihrem alten Buche einen Schatz von Weisheit zu besitzen. Nichts theilt sich aber unter ungebildeten einfältigen Leuten leichter mit, als der blinde Glaube, daher kann es nicht fehlen, daß sie unter der niedern Klasse großen Anhang finden. Ihre Mittel bestehen gewöhnlich in drastischen Purganzen, sie müssen dadurch

in manchen Fällen großen Schaden stiften. Ehemahls lebte hier in dem angränzenden Herzogthum Geldern, in dem Dorfe Punt, ein Bauer, der den Nahmen des Puntschen Doctors hatte. Er besahe den Urin und dispensirte Arzeney. Er hat bis zu seinem Tode sein Wesen getrieben, und die preußische Polizey ist zu ohnmächtig gewesen, diesem Unfuge Einhalt zu thun. Mehrmahls habe ich seine Purgirpulver gesehen, sie bestanden aus einer ungeheuern Gabe Coloquinten, und ich glaube gewiß, daß ein starker Körper dazu gehörte, um sie ohne bedeutenden Nachtheil der Gesundheit zu vertragen.

Zu der zweyten Art gehören solche, welche Krankheiten durch keine oder doch ganz unbedeutende Mittel bloß durch den Glauben heilen. Dieses kann aber auf dreyerley Weise geschehen.

1) Ganz ohne Mittel durch Herbethen gewisser Formeln. Das Volk nennet dieses mit dem Kunstausdruck: Den Kranken überlesen.

2) Durch ganz unbedeutende Mittel, denen man aber eine übernatürliche Kraft zuschreibt.

3) Durch die Sympathie, wie man es nennt.

Die Aerzte, welche sich der ersten Heilart bedienen, sind jetzt hier zu Lande etwas selten; denn die vernünf-

tigern Geistlichen haben diesen Unfug zu unterdrücken gesucht. Von der zweyten Art zu curiren erlebte ich hier eine auffallende Begebenheit.

Vor ungefähr 5 Jahren hörte man: Im Herzogthum Geldern sey ein Mädchen, welches ein wunderbares Oehl besitze, durch dessen Kraft alle Krankheiten geheilt würden. Woher sie das Oehl oder das Rezept dazu erhalten, darüber herrschten verschiedene Sagen. Ein alter ihr unbekannter Mann (höchst wahrscheinlich ein Engel) habe es ihr auf dem Felde gegeben: darin kamen wohl die meisten überein. Es ist unglaublich, welch eine Menge Menschen nach diesem Bauernmädchen liefen, um sich mit Oehl beschmieren zu lassen, nicht allein aus den nahegelegenen Orten, sondern selbst aus entfernten Gegenden. Augenzeugen haben mich versichert: es sey zuweilen so voll im Dorfe gewesen, daß man kein Nachtquartier in den Häusern mehr hätte finden können. Indessen, obgleich diese Cur ächt evangelisch war (indem es ja besser mit dem Kranken werden soll, wenn man ihn mit Oehl salbet) so verlor doch diese Schmiercur in kurzer Zeit ihren Credit. Das Mädchen hat wohl den größten Vortheil dabey gehabt; denn sie muß viel Geld verdient haben. Dieses ist die merkwürdigste Erscheinung, die ich hier erlebte.

Leute, welche durch die Sympathie heilen, gibt es wohl in aller Welt. Was dieses aber eigentlich heiße, weiß ich selbst nicht recht, ob ich gleich über diese Materie ein Buch besitze, welches (man sollte es kaum glauben) noch im Jahre 1784 herausgekommen. Ich denke aber, durch Sympathie curiren, heißt ungefähr so viel, als ohne innerliche und äusserliche Arzeneyen heilen. Gott und die Heiligen müssen aber nicht dabey ins Spiel kommen. Die sympathetischen Aerzte erlangen zwar einen ziemlichen Ruf, und behalten ihn auch, indessen ist ihr Ansehen eben nicht sehr groß, weil ihrer zu viele sind, und dadurch das Zutrauen getheilt wird. Ich sehe nun aber nicht ein, mein Bester, welchen Schaden solche Aerzte, die ohne Arzneyen oder doch durch ganz unbedeutende, Krankheiten heilen, in der menschlichen Gesellschaft anrichten könnten. Der Ungebildete hängt einmahl am Wunderbaren; er glaubt also auch am sichersten zu gehen, wenn er sich an einen Wunderdoctor wendet. Ueber nichts kann ich mich mehr ärgern, als wenn legitime promoti solche glückliche Curen, obgleich die historische Gewißheit derselben ausser Zweifel ist, nicht bloß verdächtig zu machen suchen, sondern sie gerade zu ableugnen. Freylich ist es leicht gesagt: Das ist nicht wahr, das sind Narrenspossen. Aber der, welcher so spricht, gewinnt wenig dadurch, die Leute werden nicht klüger, und er nicht angesehener. Durch den Glauben durch Einwir-

ken auf die Einbildungskraft können doch Krankheiten geheilt werden; wer will es also läugnen, daß Menschen, bey denen vorzüglich starke Einwirkung auf diesem Wege möglich ist, am sichersten, ja viel sicherer und schneller, als durch Arzeney auf diese Weise sind geheilt worden, und noch können geheilt werden? — Du wirst mir einwenden, daß der Aberglaube dadurch befördert werde; allein ich kann mich auf diese Einwendung nicht einlassen, ich bin Arzt, und als solcher beurtheile ich die Sache. Heile ich doch selbst z. B. einen schurkischen Beamten, der ohne meine Hülfe sterben würde. Hier kann ich mit der größten Wahrscheinlichkeit voraus sehen, daß durch meine Cur eine ganze Gegend leidet, und doch muß ich diesen Kranken, die Geissel des Landes, nach meiner besten Einsicht behandeln. Soll ich also einen andern, der durch misteriöse Mittel heilt, deßhalb verdammen, weil er den Aberglauben befördert, das will mir nicht in den Kopf. — Du könntest mir abermahls vorwerfen, es sey eine bloße Chimäre, daß bey manchen Körpern durch Einwirkung auf die Einbildungskraft eine Krankheit sicherer und geschwinder zu heilen sey, als durch Arzneymittel. Allein denke doch an die Cur, welche Boerhave im Waisenhause zu Harlem verrichtete. Der Anblick eines fallsüchtigen Kindes verursacht, daß nach und nach fast alle Kinder des Hauses dieselben Zufälle bekommen. Man wendet alle Arzneyen umsonst an, endlich fragt man Boer-

Have um Rath, der läßt eine Kohlpfanne mit glühenden Kohlen, in der glühende Eisen liegen, in die Mitte des Zimmers setzen, und erklärt den versammelten Kindern, das erste, welches die Zufälle bekäme, müsse bis auf die Knochen mit einem glühenden Eisen gebrannt werden. Die lebhafte Vorstellung dieser schrecklichen Operation, wirkte so auf die kleinen Kranken, daß von Stund an keiner mehr die Zufälle bekam. Ein Mensch, der einmahl glaubt, daß er durch misteriöse Mittel könne geheilt werden, hat gewiß kein Zutrauen weder zum Arzt noch zu den Arzeneyen. Wer aber eine etwas lebhafte Einbildungskraft hat, und nimmt die Arzneymittel mit dem Gedanken ein: sie werden mir nicht helfen, oder sie werden mir wohl gar schaden, der ist nicht gut zu heilen. Mache z. B. einmahl den Versuch, und gieb einem Menschen, der sich leicht etwas einbildet, eine Arzeney, welche durchaus keine bemerkbare Veränderung im Körper hervorbringen kann, und sprich zu ihm: Wenn sie nach diesem Mittel Schwindel spüren, oder wenn sie merken, daß ihr Gesicht trübe wird, oder sie fühlen Beklemmung auf der Brust u. s. w. so hören sie mit dem Einnehmen auf; ich will mein Leben zum Pfande setzen, du findest am andern Tage noch zwey Drittel der Arzeney in der Flasche. Der Mann hat gefühlt, daß alle diese Symptome im Anzuge waren, und hat es also nicht abwarten wollen bis sie ihre äusserste Höhe erreichten. Nun befreye aber ein-

mahl einen Menschen von einer chronischen Krankheit, der die Arzeney als überflüßig oder als schädlich ansiehet, und siehe, wie weit du mit ihm kommst. Jede unangenehme Empfindung schreibt er auf Rechnung deiner Mittel, und setzt sie, ehe du es dich versiehest, bey Seite, oder ist er höflich, so schüttet er sie in den Abtritt, und sagt er habe sie eingenommen. Ich meines Theils danke für solche Kundschaft, glaube aber, daß es grausam ist, durch Unterdrückung der Wunderärzte solchen Unglücklichen das einzige Mittel zu rauben, welches ihrer Vorstellung nach ihnen ihre Gesundheit wieder verschaffen kann. Man könnte solche Leute belehren, ihren Kopf aufklären, sie auf solche Weise zum ordentlichen Gebrauche der Mittel willig machen: — Ja, mein guter Freund, das gehet nicht so schnell, da würden wohl die meisten ein ähnliches Schicksal haben, wie die Nervenfieberkranken, denen ihre Aerzte die ersten Wege reinigen, um sie gründlich zu heilen. So wie diese mitgereinigten ersten Wege den Weg alles Fleisches gehen, so würden auch wohl die Abergläubischen vom Irrthum gereinigt, entschlafen, ehe die Heilung des Körpers vollendet wäre.

Man hat Leichenhäuser angelegt, und wenn man in 50 Jahren in einem solchen Hause einen einzigen aus aus seinem Todesschlafe erweckt, so wird man triumphiren, und zwar mit Recht, es wird aber in 50 Jah-

ren mehr als einer durch misteriöse Mittel, bloß durch Einwirkung auf die Einbildungskraft geheilt; warum soll man die umkommen lassen? — Der Aberglaube ist etwas Schädliches in der menschlichen Gesellschaft, niemand zweifelt daran; aber Ratzenkraut ist auch etwas Schädliches, und doch wollen Aerzte den Krebs und selbst kalte Fieber damit heilen. Freylich muß der Apotheker das Ratzenkraut in verschlossenen Kasten verwahren, das gehet mit dem Aberglauben nicht an; der Arzt kann sich dieses Mittels auch nicht bedienen, denn um seinen Kopf glänzt nicht der Zauberey Nimbus, welcher mit dazu gehört. Soll man aber deßhalb ein schätzbares Mittel ganz verschreyen und verbannen?

Ich weiß es nicht gewiß, ob man in dem preußischen Staate besondere Verordnungen gegen die Wunderärzte hat, oder ob man solche Leute nach allgemeinen Gesetzen verdammt. In einer benachbarten Stadt in jenem Lande ist vor kurzem über eine solche Cur ein Prozeß entstanden. Ein Mädchen ist mit Krämpfen geplagt, und ein legitime Promotus verklagt einen Ordensgeistlichen, daß er durch Herbethen gewisser Formeln das Mädchen zu entzaubern versucht habe. Es herschen widersprechende Gerüchte, ob der Geistliche oder der Doktor das Mädchen geheilt. Auf alle Fälle kann letzterer durch seine Denunciation in den Augen des Publikums eben nicht gewinnen; denn dieses denkt im-

mer er habe aus Geitz oder aus Neid den Geistlichen verklagt. Vielleicht hält ihn das innere Bewustseyn recht gehandelt und zur Unterdrückung des Aberglaubens das Seine treulich beygetragen zu haben, für das verkehrte Urtheil der Alltagsmenschen, reichlich schadlos. Jedoch kann vor Abschließung der Akten die einseitige Darstellung des Falles im westphälischen Anzeiger gewiß nicht zur Verbannung des Aberglaubens beytragen, sondern muß bloß Erbitterung verursachen.

Dritter Brief.

In deinem letzten Briefe spottest du über mich, daß ich dir eine Apologie des Aberglaubens geschrieben, und die Wunderärzte vertheidiget. Du denkst ich wohne in einem Lande, wohin das Licht der Aufklärung noch nicht gedrungen sey. Ich glaube gern, daß es Länder gibt, in denen noch dickere Finsterniß herscht, aber das kann ich dir versichern, ich zum wenigsten wohnte noch in keinem, welches mit unserm in dieser Hinsicht könnte verglichen werden. Auch kein Schatten von geistiger Cultur herrscht hier, alle Künste und Wissenschaften sind Contrebande. Wirft einmahl das Schicksal einen Menschen hierhin, der einigen Sinn für Wissenschaften hat, so währt's ein Paar Jahre, und dahin ist aller Trieb, sich weiter zu vervollkommnen. Man

kann sich auch eben nicht darüber wundern; denn was ist alles Wissen ohne Mittheilung? — Joung sagt in seinen Nachtgedanken, es sey ein stillstehendes Wasser, welches bald faule. Wenn ich sonst einen Mann sahe, der mechanisch seine Geschäfte verrichtete, und damit sein Brod verdiente, der, wenn du ihn auf irgend einen interessanten Gegenstand seines Faches brachtest, bald ablenkte, über den Krieg sprach, über Staats-neuigkeiten und das Wettter; der, wenn er einmahl lustig seyn wollte, Anekdoten erzählte, welche man schon tausendmahl von ihm gehört hatte, bey dem (um es kurz zu fassen) wenn er nur den Mund aufthat, man fast sicher rathen konnte, was er sprechen würde; wenn ich sonst einen solchen Mann sahe, so dachte ich: Das ist ein elender Mensch, er hat wenig Verstand, er ist ein Klotz; aber ich habe mich wahrhaftig schwer versündiget, denn es wird mir immer deutlicher, daß dasselbe Schicksal auch auf mich wartet.

Es kann also wahr seyn, daß vielleicht in unserm Lande die Wunderärzte nöthiger sind, als in manchem andern; und wirklich findet man derselben auch hier genug. Die meisten Wundercuren geschehen aber ohne Zweifel in dem Dorfe Kevelaer, welches eine deutsche Meile von hier entfernt liegt. Ich muß dir doch etwas davon erzählen, welches dich als Arzt gewiß interessiren wird. Wenn ich aber von einem Dorfe rede, so mußt

du dir nur nicht eine gar zu kleinliche Vorstellung davon machen, und es mit den elenden Dörfern deines Landes in Parallel stellen; nein, es enthält bey 300 recht artige Häuser, welche eine einzige Straße ausmachen, eine Pfarrkirche, ein Kloster und zwey Kapellen. Eine der letztern ist eine kleine Kuppel, mit einem wunderthätigen Muttergottesbilde. Im Sommer befinden sich, sagt man, nicht selten an einem Tage über 20,000 Pilgrimme an diesem Dorfe. Die meisten derselben bethen laut, viele schreyen ganz gewaltig. Um die Kapelle herum ist ein offner Platz, ganz mit Krambuden besetzt, und gleicht einem ewigen Jahrmarkte. Von der Zahl der Pilgrimme kannst du leicht schließen, daß dieses nicht bloß Leute aus den umliegenden Gegenden sind; nein aus entfernten selbst wallfahrten sie dorthin. Vor zwey Jahren machte ich mit einer Gesellschaft eine Lustfahrt nach diesem Dorfe. Ich hörte, daß eine Prozession gerade nach der kleinen Kapelle zöge, drängte mich also, nicht ohne Mühe, in diese hinein. Hier sahe ich, wie man die Kranken zu heilen versuchte. Es waren deren achte: auf ihren mißfarbigen Gesichtern konnte man deutlich lesen, daß ihnen die Gesundheit fehlte. Vier saßen auf dem Altar, die vier andern auf den Stufen, so daß sie eine doppelte Reihe ausmachten, jeder hielt eine brennende Wachskerze in der Hand. Die ganze Kuppel war bis hart an die Stufen des Altars von Menschen voll gepfropft, und alle betheten

mit lauter Stimme. Es währte nicht lange, so sahe ich, daß ein Mädchen (denn dieses schien mir die Person zu seyn) anfing mit dem Kopfe zu schütteln, dieses Schütteln oder vielmehr starke Zittern verbreitete sich bald über den ganzen Körper, so daß ich fürchtete, das Mädchen mögte vom Altar herunterstürzen. Ich wußte nicht, was ich aus der Sache machen sollte. Ein altes Weib, welches neben mir stand, und mich fast taub gebethet hatte, stieß mich an, und sagte: Schauet! das Mirakel beginnt. Nun wußte ich also woran ich war und verdoppelte meine Aufmerksamkeit. Das Mädchen hörte bald auf zu zittern; allein jetzt fing ein andres Weib auf die nähmliche Weise an, und so zitterte bald dieser bald jener, stärker die Weiber und schwächer die Männer. Ich glaubte anfänglich, diese Bewegungen wären willkürlich, aus dem Grunde, weil ich sie mit weniger Abänderung bey allen achten bemerkte; allein, wie ich es zu Hause einmahl selbst versuchte, so war es mir unmöglich sie mit der größten Anstrengung auch nur zur Hälfte nachzumachen. Ich denke also, daß es wirklich convulsivische oder unwillkürliche Muskelnbewegungen waren. Diesen Sommer ging ich aus Neugierde wieder hin, und sahe zwey auf dem Altar sitzen, einen Mann und eine Frau; allein, ob ich gleich die Geduld hatte eine Stunde auszuhalten, so wurde ich doch nicht die geringste widernatürliche Bewegung bey diesen Kranken gewahr. Ich traf zufällig

einen Arzt meiner Bekanntschaft, einen sehr offnen Kopf, an, und fragte ihn, woher es käme, daß die Kranken heute so ruhig auf dem Altar saßen. Er antwortete mir, es wären Holländer, bey diesen würde ich solche widernatürlichen Bewegungen selten gewahr werden; wenn mir daran gelegen wäre sie zu beobachten, so müßte ich in die Kapelle gehen, wenn gerade eine deutsche Prozession ihre Kranken auf den Altar setzte; dann würde ich vielleicht eher meine Neugierde befriedigen können, denn die Deutschen würden dort im Durchschnitte besser affizirt, als die Holländer.

Meiner Meinung nach kann man sich eben nicht wundern, daß solche widernatürlichen Muskelbewegungen in dem einen oder dem andern Körper entstehen, denn stelle dir eine Person vor, die vielleicht lange Zeit kränklich war, und deren Erregbarkeit ziemlich erhöhet ist. Sie sehnet sich nach dem wunderthätigen Muttergottesbilde, wie im gelobten Lande ein gichtbrüchiger Jude nach dem Teiche Bethesda, dort wird sie gewiß von ihren Leiden befreyet werden. Sie ziehet mit einer grossen Schaar laut bethender Pilgrimme zu Fuße (wenn sie es vermag) gen Kevelaer, voran wehet das Panier ihres Kirchenheiligen und der gebenedeyten Jungfrau. Vom Morgen bis zur einbrechenden Nacht wird ihr Ohr von monotonen Gesängen betäubt, sie selbst stimmet, so viel sie vermag, in das Gebeth der Menge mit ein.

Kommt sie des Abends zur Herberge, so ist Stroh ihr Lager, elender Kaffe ihre Erquickung. Das Bethen ihrer Begleiter stört bis spät in die Nacht ihre Ruhe, und der anbrechende Morgen weckt sie wieder mit lauten dissonanten Gesängen.

Die brennende Hitze der Jahrszeit, und der Staub, und die Länge des Weges vereinigen sich um alles vernünftige Nachdenken, dessen sie fähig seyn mögte, zu verbannen. Nun ziehet sie ein in den Ort, wo schon so mancher von seinen Leiden befreyet wurde. Sie beichtet reuig ihre Sünden. Entsündigt wird sie auf den Altar gesetzt, in ihrer Hand brennet die geweihte Kerze, gedrängt steht um ihr die Menge, und bethet laut zur Hochgelobten, sie ahndet die nahende Gottheit, und ein nie empfundenes Gefühl durchzuckt ihre Nerven.

Wenn du, mein Bester, vielleicht einmahl zwischen den Trümmern eines alten Bergschlosses verweilest, oder du trittst in eine uralte gothische Kirche, deren Gewölbe mit Freskofiguren geziert ist, und wo an den Wänden noch hin und wieder die Wappen verstorbener Ritter mit einem halb verwischten O b i i t hangen, und über ihnen ein verrostetes Schwert: Fühlst du da nicht ein leises Grauen, wirst du da nicht unwillkürlich zur Melancholie gestimmt? — Dich lehrte die Geschichte die Begebenheiten vergangener Jahrhunderte, du kennest

die Meinungen und Begriffe jener Generationen. Die Dichter nahmen sich auch treulich deiner an, und mahlten dir die Scenen der Vergangenheit mit den lebhaftesten Farben. Jene Trümmer der Vorwelt wirken als ein Zauber auf deine Einbildungskraft. Alles, was dich Dichter und Geschichtschreiber lehrten (ein verworrenes Gemisch) schwebt im magischen Schatten vor deinen Augen. Du vergleichst mit einem Blicke die Vergangenheit und Gegenwart, ja deine rastlose Phantasie dringt selbst in die Schatten der Zukunft, und weilt in den Jahrhunderten, wo die Zeit unsre modernen Palläste, unsre Tempel, unsre Schauspielhäuser zu Antiken gestempelt hat. Dein eignes Ich wird zum Atom, das der ungeheure Strom der Zeit dahinwälzt; einsam und verlassen fühlst du dich im Universo, die Natur scheint dir (mit Göthe zu reden) ein ewig verschlingendes und ewig wiedergekäutes Ungeheuer.

Aber unser Mädchen auf dem Altar das ist freylich taub für solche Eindrücke; es siehet in dem verfallenen Bergschlosse bloß einen Steinhaufen, in dem gothischen Tempel bloß eine alte häßliche Kirche. Andre Gegenstände beschäftigen seine Phantasie. Mit des Alterthums Göttern ist ihm die Erde bevölkert. Silven, Gnomen und Heroen sind unter andern Nahmen wieder erstanden. Lebte einst eine Dryas in jenem Baume, so wird jetzt Magdalenens Bildniß von ihm beschattet,

und der fromme Pilger flehet zu der Heiligen und die Heilige hört ihn. Bethete einst der Grieche an Amathusiens Altar, so bethen unsre Brüder am Altar der Gottgebärerinn; und lacht nicht auch an ihrer Brust ein freundlicher Knabe? — Doch warum gebe ich mir Mühe dir die Stimmung unsers Mädchens zu mahlen? — Besser als ich es beschreiben kann, wirst du es fühlen, daß alles sich vereinigte, um in ihrem Körper jene Veränderung hervorzubringen, deren Aeußerung ich wahrnahm. Sprich nun selbst, solltest du es wohl unternehmen wollen, durch die bewährtesten Arzeneymittel eine ähnliche Revolution hervorzubringen? — Ich zweifle daran, glaube aber, und mit mir wird es wohl der größte Theil der Aerzte glauben, daß diese gewaltsame und plötzliche Einwirkung vermögend sey, manche chronische und unbezwingbar scheinende Krankheit zu heben.

Warum entstanden aber bey allen acht Kranken die nähmlichen Bewegungen? — Dieses ist schwerer zu erklären. Aus den Schriften der Aerzte wissen wir, daß der bloße Anblick eines mit Convulsionen Behafteten in erregbaren Körpern die nähmlichen oder ähnliche Bewegungen zu verursachen im Stande sey. So wurden im Waisenhause zu Harlem alle Kinder fallsüchtig durch den Anblick eines einzigen, welches vor ihren Augen die Zufälle bekam. So theilten sich im Krankenhause

zu Berlin heftige Convulsionen auf eben die Weise 14 Weibern mit. Herr Fritz sucht es wahrscheinlich zu machen, daß bey allen 14 erhöhte Erregbarkeit, also Disposition zu diesen Zufällen vorhanden gewesen sey. Können wir diese aber nicht auch mit großer Wahrscheinlichkeit bey unsern acht Kranken annehmen? Bey sehr vielen chronischen Krankheiten findet sie zum wenigsten Statt, und alle mußten sich in einem solchen Gemüthszustande befinden, der sie für jene Eindrücke sehr empfänglich machte; denn keiner gehet doch um geheilt zu werden nach Kevelaer, oder er glaubt auch, daß er werde geheilt werden: und worauf gründet sich dieser Glaube? Du mögtest mich aber fragen: sahe ehemahls die preußische Polizey jenen wunderbaren Curen mit ruhigen Augen zu? Verfolgte sie nicht die Priester der Jungfrau als Medikaster? — So viel ich weiß, sind diese Curen nie heimlich geschehen, und die Obrigkeit hat sich nie darin gemischt, ausgenommen ein einziges Mahl, wo man versucht hatte ein vom Teufel besessenes Mädchen zu heilen. Es herrschen noch jetzt darüber widersprechende Sagen. Der vernünftigere Theil der Leute glaubt das Mädchen sey eine Betrügerinn gewesen, und die Geistlichen von ihr hintergangen worden. Es würde auch wirklich sehr unverständig gewesen seyn, das mirakulöse Heilen der Kranken zu verbiethen; denn dadurch hat jenes Bild und mit ihm jener Ort einen so ausgebreiteten Ruf erhal-

ten. Fast alle Einwohner des Dorfs leben von den Prozessionen; denn beynahe alle Häuser sind Herbergen. Einem Reisenden muß es wirklich auffallend seyn, einen aus bloßen Wirthshäusern bestehenden Ort zu sehen. Alle Städte, wodurch die Prozessionen ziehen, haben Vortheil davon; denn die Tausende von Pilgrimmen wollen doch essen und trinken, und des Nachts in den Häusern schlafen. Bloß die Reicheren kehren in ordentliche Gasthöfe ein, die Aermeren schlafen bey geringern Leuten, welche mit einem kleinen Vortheil vorlieb nehmen, und bloß für diese Zeit die Rolle der Gastwirthe spielen. Auf diese Weise kommt jährlich eine gute Summe Geld ins Land, und wirklich würde es für manchen sehr hart seyn, wenn man die Wallfahrten mittelbar oder unmittelbar behindern wollte. Wahrscheinlich hat man von preußischer Seite in Erwägung jener Vortheile es fürs Beste gehalten, sich nicht um die Wundercuren zu bekümmern. Die Republik wird es eben so machen, ob sie es gleich mit der Reform des Medizinalwesens sehr ernsthaft zu meinen scheint; denn sie zieht jährlich einen unmittelbaren Gewinn von dem großen Ruf der Jungfrau zu Kevelaer. Ihr würde der Barrier = Empfänger nicht jährlich eine große Summe zahlen können, wenn er nicht auf die Menge der Karren und Wagen rechnete, welche die Prozessionen begleiten. Wenn du bedenkst, daß bloß am hiesigen Barriere jeder durchpassirende und wieder

zurückkommende einspännige Karren 5 Groschen 4 Pfennige entrichten muß, ein einspänniges Kabriolet aber schon 8 Groschen u. s. w. so wird dir dieses deutlich einleuchten.

Du könntest es aber inconsequent finden, daß man den Priestern der Jungfrau jenes mistische Heilen erlaubt, und es andern geistlichen und weltlichen Personen untersagt habe; du kannst es inconsequent finden, daß man in W. die Denunciation des Doktors gegen den Geistlichen in puncto einer solchen Cur angenommen. — Allein, mein guter Freund, darauf kann ich wahrlich nicht antworten. Zwar könnte ich sagen, das Dorf Kevelaer liege im Herzogthum Geldern, dieses habe besondere Privilegia. Die Ritter würden sich allen Eingriffen der preußischen Regierung widersetzt haben: aber das wären auch nur bloß leere Worte; denn du begreifst selbst wohl, daß so lange wir leben, alle abgeschmackte Privilegien einzelner Provinzen, alle Versammlungen der Ritter und Landesstände, bloß aristokratisches Possenspiel waren. Ich glaube zum wenigsten nicht, daß die gelderschen Ritter die Rechte der unbefleckten Jungfrau mit Lanze und Schwerdt gegen den König von Preussen würden vertheidigt haben. Darum kann ich auch jene Inconsequenzen nicht entschuldigen; ja wollte ich es auch versuchen, so würde es doch wenig Nutzen haben; denn wir werden in der Folge noch auf weit größere stoßen.

Vierter Brief.

Ich komme jetzt auf die Classe der Afterärzte, welche zwar etwas medizinische Kenntnisse besitzen, aber nicht das Ganze der Heilkunde umfassen. In diese Classe gehören Chirurgen und Apotheker. Daß erstere sich mit der Praxi medica beschäftigen, ist etwas sehr gewöhnliches. Die Ursachen, warum es so gewöhnlich ist, mögen aber folgende seyn.

Du wirst, so lange du mit Menschen umgingest, bemerkt haben, daß gewöhnlich die Größe ihrer Arroganz mit der Größe ihrer Kenntnisse gerade im umgekehrten Verhältnisse stehet. Und dieses ist auch der Grund der Medikasterey unsrer Halbchirurgen, Bey einem einfältigen Meister hat ein solcher einige Jahre Pflaster gestrichen, den Bart geschoren, Klystire gesetzt, zur Adergelassen, und wenns hoch kommt, einen Zahn ausgebrochen. Nun gehet er in der Welt, bleibt ein oder ein Paar Jahre bey jedem Herrn, und läßt sich von jedem ein Zeugniß geben, daß er da gewesen sey. Kann er es so weit bringen, daß er in einem Lazareth die kranken Soldaten verpflegen darf, daß er sich mit eignen Augen überzeugen darf, Glaubersalz laxire, Brechweinstein verursache Erbrechen; ja so ist er schon ein ganzer Mann, er läßt sich bey einem Provinzial-Collegio me-

dico examiniren, und etablirt sich in einer Stadt oder auf einem Dorfe.

Ein solcher Mensch hat wirklich von der Chirurgie nur sehr dürftige Kenntnisse, aber eben weil er das Ganze seines Faches nicht übersehen kann, hält er sich für unbeschreiblich geschickt. Die Chirurgie scheint ihm zu kleinlich; der gemeine Mann verlangt bey innerlichen Krankheiten seine Hülfe, er schämt sich zu gestehen, daß es ihm an Kentnissen fehle, er ordinirt, und der Kranke wird besser. Nun schafft er sich Sellens medicinam clinicam oder Vogels practisches Handbuch an, findet alles darin, was er sucht, der Bauer creirt ihn zum Doctor oder gar zum Professor, und so ist der Arzt fertig.

Hätte der Staat die Einrichtung getroffen, daß dieser Mensch die Chirurgie gründlich erlernt; so würde er eingesehen haben, daß sie seinen Kopf überflüssig beschäftigen könnte, und daß er, um sich in seinem Zirkel ein Ansehen zu erwerben, eben nicht nöthig habe, die Rolle des Arztes zu spielen. Es würde ein guter brauchbarer Chirurgus aus ihm geworden seyn, da er jetzt für immer ein elendes unbrauchbares Zwitterding bleibt.

Der zweyte Grund der Medikasterey der Chirurgen ist in den unbestimmten Grenzen der Medizin und Chi-

rurgie zu suchen. Aeußere Schäden und Verletzungen sind bey übrigens gesunden Körpern durch die Anwendung bloß äußerlicher Mittel und Handgriffe zu heilen. Der größere Theil der Uebel aber, welche der Chirurgus zu behandeln hat, erfordern innerliche Mittel. Venerische Geschwüre, starke Verblutungen bey scorbutischen Körpern, reine Gehirnerschütterungen z. B. und andre Uebel, bey denen man die Hülfe des Chirurgen sucht, sind zum wenigsten nicht ohne innerliche Mittel oder doch nur sehr unvollkommen zu heilen. Wollte der Chirurgus jedes Mahl einen Arzt zu Hülfe rufen, so würde er sehr bald bey dem Volke seinen Credit verlieren, man würde ihn als einen Handlanger des Arztes ansehen: und sag, was ist ein Chirurgus ohne das Zutrauen des Volks? — Wirklich das elendeste Geschöpf auf Gottes Welt. Ja, wenn der Arzt alle Mahl ein ehrlicher Mann wäre, so mögte es noch gehen. Er würde, wenn er versichert wäre, die Ursache der Krankheit gefunden zu haben, dem Patienten sagen, daß seine Besuche überflüssig wären, er könne sich ganz auf seinen Chirurgus verlassen. Dadurch verschaffte oder erhielte er diesem das Zutrauen der Menge, und der Kranke würde geheilt. Aber so gehet es wahrlich nicht in der Welt, die ich kennen lernte. Ruft der Chirurgus einen Arzt zu Hülfe; so ist dieses eben so viel, als sagte er den Leuten: ich bin ein dummer Teufel, ich weiß nicht mehr, was ich machen soll. Ja dieses Be-

kenntniß würde für ihn noch nicht so schlimm seyn, als wenn der Arzt mit arroganter Miene ins Zimmer tritt, den Kranken examinirt, den anwesenden Chirurgus kaum bemerkt, kaum dessen Relation anhört, die vorhandenen Arzneyen hämisch auf die Seite schiebt, Dinte, Feder und Papier fordert, schweigend ein Rezept schreibt, und es einem Anwesenden hinreicht, um es zur Apotheke tragen zu lassen.

So ist der Chirurgus wirklich gezwungen, wenn er nicht ganz unter die Füße getreten seyn will, die Rolle des Arztes zu spielen, so gut es gehen mag. Ein Unverständiger könnte sagen: wenn der Chirurgus bey äußerlichen Schäden innerliche Mittel verordnet, so folgt doch daraus nicht, daß er als Arzt bey innerlichen Krankheiten Rath ertheilen muß; aber du wirst gewiß nicht so sprechen. Denn erfordert es nicht eben so gründliche Kenntnisse der Heilkunde bey äußern Schäden den allgemeinen Krankheits-Zustand des Körpers, dessen Folgen nicht selten jene sind, richtig zu erkennen und zu verändern, als eine Brustentzündung oder ein kaltes Fieber zu heilen? Wenn man ihnen jenes zugibt, so ist es baare Inconsequenz ihnen dieses zu verbiethen.

Der dritte Grund der Medikasterey ist in ihrer zu großen Anzahl zu suchen. Diese Sache verdient, meines Erachtens, alle Aufmerksamkeit. Es ist hier zu

Lande kein Städtchen, worin nicht zwey auch wohl drey Chirurgen wohnen; ein etwas ansehnliches Dorf hat auch seinen eignen. In dem hiesigen Städtchen, welches noch keine 3000 Einwohner zählt, waren sonst drey approbirte. Du könntest denken, die Leute würden auf dem platten Lande viel Praxis gehabt haben; aber ich will dir nur einmahl den Numerum der Chirurgen aufzählen, womit wir in geringer Entfernung umgeben sind, und du wirst leicht einsehen, daß, wenn auch dieses Land sehr bevölkert wäre, doch die Praxis eines jeden unbedeutend seyn müßte. Eine halbe Meile von hier in dem Dorfe Weeze wohnt ein Feldscher, eine kleine Meile von hier in dem Städtchen Udem zwey, zwischen beyden Orten im Städtchen Kervenheim residirt ebenfalls einer. Eine Meile von hier ist Cleve, da gibt es eine ganze Legion, und eine Meile von hier im Städtchen Gennep ist ebenfalls einer. Sollte man nun nicht wahrhaftig glauben, diese Gegend sey bloß von Gemsenjägern oder Schieferdeckern bevölkert, deren gefährlicher Beruf auf viele Beinbrüche, Quetschungen u. s. w. rechnen ließe? — Ich sage dir aber, es wohnen in diesem Lande bloß Ackerleute, und das Völkchen ist dabey so friedsam, daß es sich nicht einmahl an Festtagen bey der Brantwein-Flasche rauft. — Wovon leben nun alle Feldscherer? — Das will ich dir erklären. Trifft es sich, daß einer noch ein Paar Groschen Geld hat, oder er heirathet glücklicher Weise eine Frau, die

nicht ganz arm ist, so fångt er nebenbey ein anderes Geschåft an. So war hier ehemahls ein Chirurgus, der braute Bier und distilirte Brantewein; ich selbst habe noch einen gekannt, der ließ Strůmpfe stricken, und trieb Handel. Da aber zu einem solchen Geschåfte Vorschuß gehört, so ist es nicht jedermanns Sache. Was kann also dem ärmern Chirurgo übrig bleiben, als die Rolle eines Arztes zu spielen? — Innere Krankheiten sind håufiger als åußere, er findet also auch håufigere Gelegenheit sich einige Groschen zu verdienen, und braucht sein Weib und Kinder nicht darben zu lassen. — Ueberdieß werden dem Chirurgo seine Bemůhungen hier zu Lande gar zu schlecht bezahlt, als daß er sich und und die Seinen davon ernåhren könnte. Zwar hatten wir in voriger Zeit eine Taxe; allein was hilft dem armen Chirurgo die Taxe, wenn sein noch ärmerer Amtsbruder die Preise seiner Bemůhungen immer mehr heruntersetzt, um die Leute an sich zu ziehen, und dadurch sein Leben zu fristen? Fůr einen Groschen vier Pfennige wurde hier einem Bauern auf dem Fuße zur Ader gelassen, und ihm das Wasser noch dazu warm gemacht. Fůr zwey Groschen kannst du dir einen Zahn ausbrechen lassen. Die gar zu große Zahl des chirurgischen Personals ist bloß daran Schuld. Wirklich, wenn ich in vorigen Zeiten die Medizinal-Verordnungen laß, wodurch den Chirurgen alle innerliche Curen untersagt wurden, wenn ich hörte, wie man jene arme Menschen,

die sich nicht aus Muthwillen, sondern aus Noth für Aerzte ausgaben, mit jenen Verordnungen bewaffnet, verfolgt hat, so fühlte ich Mitleiden mit ihrem Schicksal, und wünschte nichts mehr, als daß die Männer, welche jene Verordnungen gewiß in der besten Absicht verfaßt hatten, einst von der wahren Lage der Sache unterrichtet werden. Die Köche geben ja den Katzen satt zu fressen, damit sie in der Küche nicht stehlen; würde man den Numerum der Chirurgen so vermindert haben, daß sie sämmtlich durch die Chirurgie ihr Brot verdienen können, so würde wahrscheinlich so bald keiner auf den Einfall gekommen seyn, Arzt zu werden, und sich dadurch einigen Unannehmlichkeiten auszusetzen. Bey der übergroßen Anzahl der Chirurgen sehe ich wirklich kein Mittel ihrer Medikasterey Einhalt zu thun, man mögte sie denn gleich den Ordens-Geistlichen das Gelübde der Keuschheit ablegen lassen, damit sie im Cölibat bloß für ihren eignen Magen zu sorgen hätten. — Doch, ich vergesse die Rumfortsche Suppe, man kann ja jetzt für ein Paar Groschen eine ganze Familie ernähren.

Die 4. Ursache der Medikasterey der Feldscherer sind ihre Aftercollegen. In dieser Stadt hat man wenige derselben gehabt, aber wohl auf dem Lande. In Cleve, wo ehemahls der Sitz des Collegii medici war, fand man eine ganze Menge, zum wenigsten war die Zahl der Pfuscher dort größer, als die der wirklichen

Wundärzte. Woher mogte das kommen? — Je nun! im Collegio medico spielen praktische Aerzte nebst dem Präsidenten (gewöhnlich ein Rath der Krieges- und Domainenkammer) die Hauptrolle. Letzteren kann es wenig interessiren, ob drey oder 20 Pfuscher in der Provinz den Chirurgen das Brot wegnehmen: und wie viel interessirt es die Aerzte? — Wenn jemand Miene macht ihnen Schaden in ihrer Praxis zu thun, ja da schreyen sie, da werden alle mögliche Medizinalverordnungen hervorgesucht. Aber ob ein halbes Dutzend Afterchirurgen unter ihren Augen ihr Wesen treiben, davon merken sie keinen Ausfall in ihrer Casse, und das ist Grund genug dazu stille zu schweigen. Klagt einmahl ein approbirter Chirurgus über den Unfug; so wird dem Pfuscher die Praxis bey Geldstrafe, bey Landesverweisung untersagt: allein ein praktizirt nach wie vor, und bezahlt keine Strafe, und wird nicht aus dem Lande verwiesen. Was kann der approbirte Chirurgus thun, als wieder um sich zu greifen, um seinen Schaden zu ersetzen? Er wird Arzt, und ist dazu gezwungen. Herr D. Rump, Wundarzt und Geburtshelfer zu Cleve, ehemahls selbst Assessor des Collegii medici, welcher sein Fach nicht bloß handwerksmäßig erlernt, sondern es mehrere Jahre zu Berlin gründlich studirt, hat so lange er in Cleve lebt, praxin medicam getrieben, und deßhalb viele Verfolgungen von den Aerzten ausstehen müssen. Mehrmahls hat

mir dieser gesagt, daß er sich mit dem größten Vergnügen würde verpflichtet haben, nicht allein keine Mittel bey bloß innerlichen Krankheiten zu verschreiben, sondern selbst nicht einmahl bey äussern Schäden, er würde auch hier die innere Behandlung den Aerzten überlassen haben, wenn man nur Ernst gezeigt, den chirurgischen Pfuschern das Handwerk zu legen. Er würde dann nicht allein reichlicher sondern auch viel gemächlicher sein Brot verdient haben. Ich führe dir aber diesen Herrn nicht an, als ob ich ihn in eine Classe mit unsern gewöhnlichen Feldscherern setzte; dafür bewahre mich Gott. Nein ich schätze ihn vielmehr als einen rationellen Wundarzt und rechtschaffenen Mann, und seine Versicherung ist mir in dieser Hinsicht um so viel glaubwürdiger.

Du siehest aus dem, was ich dir bis jetzt gesagt, daß die Medikasterey der Chirurgen bey der dermahligen Lage der Dinge ein nothwendiges Uebel sey, welches nicht so bald wird ausgerottet werden, oder man müßte es anders angreifen, als bis jetzt geschehen ist. Ob das, was ich dir gesagt, auf viele Provinzen passet, oder auf gar keine, weiß ich nicht. Sollte es aber bey dir zu Lande eben so seyn, als hier, und du hast einen Chirurgen neben dir, der die Rolle des Arztes spielt; so bitte ich dich, schweige stille dazu. Wirst du zu einem gefährlichen Kranken gerufen, den

den er vorher besorgt hat, und man gibt dir zu verstehen, man glaube der Chirurgus habe verkehrte Mittel angewendet; so bejahe es nicht, weder durch Worte noch durch Mienen, sondern suche ihn lieber zu vertheidigen. Hat er den Kranken wirklich nicht gut behandelt, belehre ihn ohne Zeugen in aller Freundschaft eines Bessern. Regieren epidemische Krankheiten; so unterrichte ihn bey Zeiten von dem Charakter derselben, und mache ihn mit den zweckmäßigsten Mitteln dagegen bekannt. Liegt einmahl einer seiner Kranken in Agonie; so erlaube ihm, daß er die Leute zu dir weisen darf. Stirbt dir der Kranke, so schadet es deinem Rufe nicht, stirbt er ihm aber, so können die Verwandten sprechen: hätten wir den Arzt zu Hülfe gerufen, veilleicht wäre der Kranke nicht gestorben, und und das schadet dem Chirurgo. Wolltest du anders handeln, so würdest du dadurch die Medikasterey gewiß nicht ausrotten, sondern bloß einem ehrlichen Manne schaden. Lebe wohl.

Fünfter Brief.

Ich muß dich jetzt von den Apothekern unterhalten; denn du weißt, daß manche derselben nicht allein in ihren Officinen selbst verordnete Arzeney gegen allerhand Körpergebrechen austheilen, sondern selbst Kranke besu-

chen, und gleich einem Arzte verordnen. Die Ursachen dieser Unordnung mögen etwa folgende seyn.

1) Die Unwissenheit der meisten Apotheker. Wenn du den Lebenslauf eines solchen Menschen nur so obenhin durchgehest, so wirst du schon einsehen, daß ein eiserner Fleiß und große Wißbegierde dazu gehört, wenn er sich nur halbwege einige Kenntnisse erwerben will. Widmet sich ein junger Mensch diesem Fache, so hat er vorher auf der Schule einige lateinische Worte erlernt, darin bestehet sein ganzes Wissen. Er tritt in die Lehre, lernt die Nahmen der Arzeneyen kennen, und den Ort, wo er jede Büchse oder Glas finden soll, jedes Mittel wiegen oder abmessen, und sie nach dem Rezept zusammen mischen. Das ist nun alles, was er lernt. Sein Herr könnte ihn freylich unterrichten; allein das ist selbst ein armer Sünder, und zieht die meisten chemischen Präparate vom Materialisten. Weiß er aber etwas mehr, so fehlt es ihm an der Gabe sich mitzutheilen, die man sich durchaus nicht hinter dem Rezeptirtische noch im Laboratorio sondern durch Umgang mit Menschen und durch Uebung erwerben kann. Ausnahmen finden freylich Statt, aber sie sind hier zu Lande etwas selten. Ja, wenn sich auch einmahl einer findet, der sein Fach gründlich erlernet hat, der im Stande ist, sich andern mitzutheilen, so fragt es sich, ob er auch Lust und Zeit hat, seinen unwissenden und ungebildeten Lehrling zu unterrichten.

Hat

Hat nun ein solcher junger Mensch die Lehre überstanden, so bekommt er ein Stück Papier, darauf stehet geschrieben, daß er die Apothekerkunst erlernt, und seinen Herrn nicht bestohlen habe. Nun wird er Gehülfe, und sucht eine andere Condition. Natürlich gehet er dahin, wo man ihm das mehrste Geld anbiethet, leider ist das aber nicht immer der Ort, wo er auch am besten seine Kenntniße vermehren kann. Er muß vom Morgen bis zum Abend hinter dem Rezeptirtische stehen, er lernt mit der größten Fertigkeit alles zusammen mischen, selbst das Unmischbare mischbar machen *); das sind

*) Diese Kunst ist einem Apotheker sehr nothwendig, und ich rathe jedem jungen Manne sich bey Zeiten darauf zu legen. Wer das Unmischbare nicht vermischen, wer nicht Arzeneysubstanzen in Formen bringen kann, in welche sie ihrer Natur nach nicht zu bringen sind, der kann auch unmöglich den Beyfall aller Aerzte haben. So muß z. B. ein geschickter Apotheker aus 8 Unzen Wasser, und einer halben Unze Tragont gummi einen Trank zu machen verstehn, er muß wissen, wie er holzigte Pulver mit reinem Quassion extract zu Pillen knete, auch wohl noch gar alcali vegetabile drunter mischen können. Eine gute Portion wirksames Bilsenkrautextract mit Zucker zu einem trocknen Pulver zusammen zu reiben, das muß ihm eine Kleinigkeit seyn, und wenn er nicht mit Weingeist abgeriebenen Kampher so unter einer wässerigten Mixtur vermischen kann, daß er sich nicht absondert, so halte ich ihn für einen Esel. Wollte er dem Herrn Doctor oder Professor sagen, daß solche Verordnungen unmöglich zu befolgen wären, so würde man ihn für einen naseweisen Menschen ausschreyen, und ihn laufen lassen. Dem gelehrten Pharmaceutiker gebe ich vorzüglich den Rath, seine Gelehrsamkeit ganz bey Seite

seine Künste alle. Hat er einmahl die Woche einen halben Tag für sich, so sucht er sich in Gesellschaft seiner Freunde von seinen Geschäften zu erhohlen, er gehet ins Weinhaus, oder zum Mädchen, oder er spielt. Er muß gut gekleidet seyn, damit man ihn nicht für einen Bettler ansehe; das kostet alles viel Geld, und 80, 90 oder 100 Thaler Salär sind bald verzehrt. Wo nehmen wir nun Geld her in der Wüste? — Muthig fängt unser junge Mann an den Tripper zu curiren, er bedient sich anfänglich der Rezepte andrer Aerzte, kommt unter den jungen Leuten seines Schlages bald in Ruf, schafft sich Girtaners Buch über die Lustseuche an, ist förmlicher Tripperdoctor, und läßt sich wenig für seinen Rath, aber viel für seine Arzeneyen bezahlen. Jetzt ists gar aus mit der Apothekerkunst, sie ist ihm wirklich zu unbedeutend. Er kann ja alle Rezepte in der größten Geschwindigkeit verfertigen, er kann Pflaster kochen, ja selbst liquor anodinus destiliren, welcher weniger stinkt, als der seiner Kollegen; was bleibt ihm in seinem Fache noch zu thun übrig? — Nun treibt er sich so mehrere Jahre in der Welt herum, kauft endlich eine Apotheke, oder erbt sie, oder heirathet sie. — Er

---

zu setzen. Er betrachte sich selbst bloß als Kaufmann, die Kranken als die Käufer seiner Waare, und die Aerzte als Mäckler: dann wird er gewiß ein ruhiges und vergnügtes Leben führen.

muß sich examiniren lassen. — Bist du bange, daß er durchfalle? Sey nur ruhig und denke an Gellerts Worte: Für Jürgen ist mir gar nicht bange, der kommt durch seine Dummheit fort. Wenn Claprote, Hermstädt oder Göttling seine Examinatoren wären, da mögte es übel mit ihm aussehen. Aber die Leute, mit denen er es zu thun hat, sind eher befriedigt. Er erkundige sich nur bey einem Freunde, aus welchem alten Apothekercatechismus seine Examinatoren ihre Weisheit schöpfen, er lese ihn fleißig durch, und er wird gewiß im Examen bestehen, ja vielleicht besser, als wenn er alle zu seinem Fache gehörigen Scienzen in ihrem ganzen Umfange kennte. Diese Behauptung wird dir gewiß nicht lächerlich scheinen, wenn du bedenkst, daß die Fragen eines unwissenden Examinators nicht anders als höchst unbestimmt und undeutlich ausfallen können. Der geschickte Candidat wird sie entweder gar nicht, oder doch verkehrt verstehen, ja begreift er sie auch, so müssen wieder seine Antworten dem Examinator unbegreifflich, also unrichtig und abgeschmackt seyn.

Warum nimmt man aber unwissende Menschen zu Examinatoren? — Ich denke man muß die nehmen, welche man haben kann. Wenn die Mitglieder eines Collegii medici provincialis einen ordentlichen Gehalt bekämen, so könnte der Staat jene Posten mit geschick-

ten Leuten besetzen. So aber muß man die nehmen, welche gerade in dem Orte, wo das Collegium seinen Sitz hat, wohnen; diese nehmen den kleinen Verdienst neben bey mit, ein anderer wird deßhalb nicht seinen Wohnort verändern. — Genug unser Candidat ist examinirt, uud also approbirter Apotheker. Kann man sich auch wohl wundern, daß ein solcher sich unterfängt, die Rolle des Arztes zu spielen? Aus Muthwillen, aus langer Weile, aus Stolz thut er es. Kennte er den ganzen Umfang seines Faches, so würde er, wenn es hinter dem Rezeptirtische, und im Laboratorio Feyerabend wäre, überflüßig Gelegenheit haben, sich zu beschäftigen; er würde sich beeifern sich immer mehr in seinem Fache zu vervollkommnen, und stolz auf seine pharmaceutischen Kenntnisse seyn; dieser edle Stolz würde ihn antreiben das weite Gebieth seiner Kunst, das vor seinen Augen ausgebreitet liegt, rastlos zu durchdringen, ja er würde es selbst im Gefühl seines eignen Werthes für niederträchtig, für wegwerfend halten, die elende Rolle eines Medikasters zu spielen. Solange also der Staat nicht eine solche Einrichtung trift, daß alle Apotheker ihr Fach gründlich erlernen, so lange werden manche derselben auch das Heilgeschäft wohl noch neben bey treiben.

Der zweyte Grund dieser Unordnung liegt in der gar zu großen Anzahl der approbirten Apotheker. In

Cleve, einem Orte, der kaum 5000 Einwohner hat, sind drey Offizinen, hier wo noch keine 3000 Menschen wohnen, zwey. Es ist unmöglich, daß diese von ihren Geschäften leben können, daher kommt es denn, daß sowohl hier als zu Cleve immer eine Offizin wenig oder nichts zu thun hat. Der gemeine Mann glaubt, daß die Kenntniß der Arzeneymittel, ihres Nahmens, und ihrer Bereitungsart die Hauptsache sey, um eine Krankheit zu heilen. Daher ist es wohl natürlich daß er den Arzt vorbeygeht, und sich an den Apotheker wendet. Will dieser ihn zum Arzte weisen, so siehet er ihn als einen einfältigen Menschen an, gehet zu einem andern, der gibt ihm, was er verlangt, der Kranke wird besser, und dieser Apotheker bekommt den Ruf eines verständigen Mannes, dem man einen Kranken, wenn es nicht eben gar zu gefährlich mit ihm ist, wohl anvertrauen kann. Hebammen und Wärterinnen wenden sich an ihn, und fragen ihn bey Kinderkrankheiten um Rath, bald hat er den Ruf eines vorsichtigen und erfahrnen Kinderdoctors. Und wirklich kannst du glauben Freund, daß dieses der beste Kunstgriff eines Apothekers ist, um sich nicht allein Kundschaft zu erwerben, sondern auch die erworbene zu behalten. Indem man ihm einige Kenntniß der Heilkunde zutrauet, so glaubt man auch, daß er in Verfertigung der von Aerzten verordneten Mittel vorsichtiger zu Werke gehe, als ein anderer, den man bloß als einen dummen Arzeneykrämer ansiehet.

Kannst du es nun aber wohl dem Pharmacevtiker verdenken, daß er sich dieses Kunstgriffes bedienet, um das tägliche Brot zu verdienen? Zwingt ihn nicht der Staat selbst dazu, indem er mehr Offizinen privilegirt, als wirklich subsistiren können. Rechne noch dazu das gewissenlose Betragen mancher Aerzte, welche ohne Veranlassung vielleicht bloß, weil sich der Apotheker nicht tief genug bückt, ihn beym Publiko verdächtig machen, wohl gar die Leute mit den Rezepten nach einem elenden Materialisten weisen, und sprich, ob der Pharmacevtiker eine so große Sünde begehet, wenn er auch zu unerlaubten Mitteln schreitet, um sich seinen Credit und sein Brot zu erhalten. Siehe so folgt nothwendig ein Uebel aus dem andern, und es wird gewiß nie Ordnung im Medizinalwesen herrschen, so lange man nicht die Ursachen der Unordnung aufsucht und sie hebt.

Nebenbey kann ich nicht unterlassen zu erinnern, daß die übergroße Anzahl der Offizinen noch einen sehr wichtigen Nachtheil verursacht. Es ist wohl kein Geschäft, in welchem wohl mehr Betrügerey kann verübt werden als in dem pharmacevtischen. Ein Apotheker muß, meines Erachtens ein Mann seyn, der nicht bloß nothdürftig, sondern selbst reichlich leben kann, er muß Vorschuß haben, um alle Waaren zur rechten Zeit, am gehörigen Orte, und in bedeutender Quantität einzukaufen. Kann er nur kärglich von seinem Geschäfte

leben, so wird er sich am ersten dadurch zu helfen suchen, daß er zwar einen Theil guter Waare einkauft um sie im Nothfalle dem Arzte zu zeigen, und um sie zu dispensiren, wenn sie einfach verordnet also leicht können geprüft werden: sein Hauptvorrath bestehet aber in schlechten Mitteln, diese scheinen ihm in einer Mischung, wo man die Qualität jeder Substanz so genau nicht mehr prüfen kann, gut genug, und er kann auf diese Weise leicht ein Drittheil oder die Hälfte mehr gewinnen, als ein anderer. In diesem Punkte ist gerade der geschickteste Apotheker der gefährlichste; denn er wird sich so leicht nicht ertappen lassen.

Durch die Menge der Offizinen kommt es denn auch, daß immer einer wohlfeiler verkaufen will, als der andre, um sich Kundschaft zu verschaffen. Der wohlfeile Verkäufer will doch auch leben, also gibt er elende Waare, betrügt den Kranken, und läßt sich von diesem und dem hochgelehrten Herrn Doctor, als einen sehr billigen Mann rühmen. Man sollte kaum glauben, mit welchen elenden Waaren die Materialisten gewinnsüchtigen oder armen Apothekern aufwarten und einfältige betrügen. Vor verschiedenen Jahren starb in einer hiesigen Offizin der Apotheker; da mir daran gelegen war, daß kein unwissender Mensch als Provisor seinen Platz einnahm, so bemühete ich mich selbst um einen geschickten Mann, und war auch so glücklich einen

zu finden, der ganz meiner Erwartung entsprach. Kaum war dieser in Activität, so versuchten es auch die Materialisten, ob sie bey ihm ihren Unrath anbringen könnten. Einer ging selbst in seiner Dummheit so weit ihm Opium unter dem Nahmen des Besten zu schicken, welches man weder durchs Gesicht, noch durch den Geruch, noch durch den Geschmack für Opium erkennen konnte, und wäre ich nicht durch den Brief des Materialisten überzeugt worden, so würde ich es auch nie dafür gehalten haben. Man braucht doch, so viel ich weiß, den Mohnsaft nicht in Fabriken, sondern bloß als Arzeneymittel; warum führen also die Materialisten dergleichen Unrath? — Es kann kein anderer Entzweck dabey seyn, als entweder unmittelbar den Apotheker zu betrügen, oder mit diesem gemeinschaftlich den Arzt und die Kranken. Doch ich vergesse, daß ehemahls der Land= oder Stadt=Physikus die Apotheken alle 2 Jahre visitiren mußte; da konnte wohl so leicht kein Unterschleif geschehen, zumahl, wenn ein solcher Herr schon 20 und mehrere Jahre dem Amte vorgestanden, dann hatte er doch schon 10mahl die Arzeneysubstanzen mit eignen Augen gesehen, und mußte die Sache aufs Haar kennen.

Sechster Brief.

Ich habe dir in meinem letzten Schreiben die Hauptarten der Medikasterey angeführt, und komme jetzt auf solche, welche sich nicht mit allen Krankheiten, sondern bloß mit einzelnen beschäftigen.

Zuerst wollen wir von denen reden, welche gegen eine gerade herrschende Krankheit medizinischen Rath ertheilen, und Mittel anpreisen, die denen, welche der in dem Orte praktizirende Arzt verordnet, entgegengesetzt sind. Dieses sind nicht immer Feldscherer, Apotheker u. s. w. sondern nicht selten gebildete und verständige Leute. Wie mag das zugehen? — Ich will es dir erzählen.

Stelle dir vor, es hält sich ein vernünftiger Mann oder ein Weib in einer Gegend auf, wo eine Krankheit gerade allgemein ist. Diese wird von mehrern Aerzten auf verschiedene Weise behandelt, wie es denn nicht selten der Fall ist. Der eine heilt seine Kranken schnell und sicher, dem andern stirbt von dreyen vielleicht einer. Unser vernünftige Mann hat Gelegenheit die Bekanntschaft des glücklichen Arztes zu machen, er unterhält sich mit ihm über die Krankheit. Der Arzt zeigt ihm den Gesichtspunkt, aus welchem er sie ansiehet, und

lehrt ihn Mittel kennen, wodurch er den verschrieenen Feind besiegen kann. Nun kommt unser von dem rationellen Arzte belehrte Mann in seine Heymath zurück. Er findet dieselbe Krankheit, und siehet, wie der Arzt sie auf eine entgegengesetzte Weise und sehr unglücklich behandelt. Das Volk schreyet, die Pest sey im Lande. Unser Mann spricht mit dem Arzte, erzählt ihm, mit welchem glücklichen Erfolge man die Krankheit in *** behandelt. Die Antworten des Aesculaps sind kurz und bündig: das ist nicht möglich, das sind Narrenpossen, oder hat er nicht Frechheit genug den Dictator zu spielen, so macht er ein bedenkliches Gesicht, und sagt, es könne möglich seyn, daß auf die beschriebene Weise, die Krankheit unterdrückt sey, aber die übeln Folgen würden nicht ausbleiben, die Cur sey nicht gründlich, und was dergleichen abgeschmacktes Geschwätz mehr ist.

Nun stehet unser Mann da ohne Trost; was soll er machen, wenn er oder die Seinen erkranken? Soll er eine Cur untergehen, von der er vor Augen siehet, daß sie äußerst gefährlich ist? — Ja da wird er sich hüten. In seinem Hause erkrankt jemand, er läßt den Arzt nicht rufen, er wendet seine bekannten Mittel an, und der Patient genieset. Hat er weitläuftige Güter, viele Pächter, Arbeiter, Gesinde u. s. w. so ist ihm daran gelegen, daß diese Leute nicht allein nicht ster-

ben, sondern auch bald wieder gesund werden; er ist ihr Arzt, und hat das Vergnügen sie bald geheilt zu sehen.

Nun kommt er in Gesellschaft. Wie geht's denn bey ihnen, sagt Madam X, ich habe gehört, sie haben auch die Krankheit im Hause gehabt. Das ist eine schreckliche Krankheit, man ist ja kaum seines Lebens sicher.

Y. Die Krankheit ist so gefährlich nicht, wenn sie nur ordentlich behandelt wird, so genesen die Kranken bald, und wenige sterben.

Mad. X. Verzeihen sie Herr Y, sie müssen sie gar nicht kennen, das höre ich wohl, in dem Xrschen Hause hat sich gewiß unser Doctor alle mögliche Mühe gegeben, und doch sind zwey gestorben, ja der Doktor hat gesagt, wenn er es nicht gethan, so wäre wohl die ganze Familie krank geworden und gestorben.

Y. Ich glaube es ihnen gern, daß der Doctor das gesagt; ich habe aber ihren Doctor nicht gebraucht, und werde ihn auch nicht brauchen, ich habe meine Kranken selbst curirt. Mad. X. Wie kommen sie zum Curiren, sie sind ja kein Arzt: um des Himmels willen, wie konnten sie das wagen?

Y. Je nun, mir scheint es eben nicht mehr gewagt zu seyn, als ihrem Doctor die Kranken anzuvertrauen. Ich muß ihnen aber doch sagen, daß die Art, wie ich die Kranken behandelt, nicht meine Erfindung ist, ich habe sie einem vernünftigen Arzte zu danken.

Mad. X. O! geben sie mir doch geschwind ihr Rezept, ich kann es vielleicht bald brauchen. Mein Mädchen hat sich schon heute geklagt, es will absolut von unserm Doctor nichts wissen. Ich kann es nicht gut entbehren. Von mir wird es schon was einnehmen, besonders, wenn ich ihm sage, daß sie damit schon viele Menschen curirt.

Nun hat Madame X das Rezept, und heilt ihre Magd. Sie besitzt die Gabe der Mittheilung im höchsten Grade, und bald ist die neue Heilart in gutem Ruf. Der Doctor drohet mit Auszehrung und Wassersucht, mit Hypochondrie und Gicht, er schimpft auf den naseweisen Y aus allen Kräften. — Aber mein theurer und gelehrter Herr College: sie könnten mit allen sieben Plagen Egyptens drohen, und es würde ihnen doch nicht helfen. Ich rathe ihnen einmahl ans Provinzial-Collegium medicum zu schreiben, vielleicht wird das fruchten. Dann muß sich doch die Polizey dareinmischen, und wird ohne Zweifel jedem Einwohner bey schwerer Strafe befehlen sich von ihnen peinigen zu

lassen. Du wirst denken, Carl, daß ich dir zum Zeitvertreib Fabeln schreibe. Aber wollte Gott, daß es Fabeln wären; ich betheure dir, daß es Ernst ist. Ich selbst kenne einen Ort, wo so etwas Aehnliches geschah. Es herrschte dort die Ruhr (eine immerwährende Plage dieses Landes). Der Medikus reichte Brech- und Purgirmittel, gab, um zum Ueberfluß noch alle etwa in den Därmen vorhandenen faulen Stoffe zu verbessern, Schwefelsäure in reichlicher Menge, und ließ Obst essen, so viel die Patienten nur konnten.

Ich glaube nun zwar gern, daß die Kranken in dem Buche, woraus der Medikus diese Heilart gelernt, glücklich waren geheilt worden, indessen starben fast alle die, welche er wirklich zu behandeln hatte, und litten (was das Schlimmste war) ehe sie so weit kamen, unbeschreibliche Schmerzen. Ein Geistlicher hatte von einem auswärtigen Arzte die Mohnsafttinktur bekommen, und wendete sie hin und wieder bey seinen Bekannten nach der zwar unvollständigen aber gewiß vorsichtigen Verordnung des Arztes an, und sie genasen. Das Mittel erhielt sehr bald einen Ruf, man wollte von dem Stadtmediko nichts mehr wissen, man sah sein Raisonnement als Fabel an. Dieser geräth in Eifer, schreibt ans Collegium medicum, der Geistliche wird als Medikaster angegeben, als ein Mann, der dem Volke gefährliche Mittel in die Hände spielt, es wird jeder

gewarnt, sich der schädlichen Tropfen zu bedienen, und den Apothekern verbothen, die Tinktur ohne Vorwissen eines approbirten Arztes verabfolgen zu lassen. Was war der Erfolg? — Die Leute lachten über die Drohungen, und wußten sich das Mittel nach wie vor anzuschaffen.

Was denkst du nun, mein Bester, sollte die Polizey wohl Gewalt genug haben, solcher Medikasterey Einhalt zu thun, und sollten, um diesen Entzweck zu erreichen, nicht viel einfachere und sicherere Mittel vorhanden seyn, als strenges Befehlen, als Androhung der Landesverweisung, des Zuchthauses oder der Geldstrafe? —

Laß mich jetzt kürzlich die noch rückständigen Arten der Medikasterey berühren.

Man hat Leute oder gewisse Familien oder Klöster, welche gegen eine chronische Krankheit ein sogenanntes Arcanum besitzen. So hat ein Nonnenkloster zu Rees im preußischen Gebiethe ein Mittel gegen den Krebs. In unserm Lande ehemahls das jetzt supprimirte Kloster Marienbaum ein Mittel gegen die Wassersucht, welches in drastischen Purgiermitteln bestand, die Abtey Neukloster eines gegen die fallende Sucht u. s. w. Man kann sich leicht vorstellen, daß solche Mittel in

in manchen Fällen nützlich seyn können, und wirklich werden auch dadurch Menschen von ihren Krankheiten befreyt. Die Hauptursache dieser Art der Medikasterey ist in der Unvollkommenheit der Heilkunde selbst zu suchen. Davon in Zukunft ein Mehreres, wenn ich dir die allgemeinen Ursachen der Pfuscherey aufdecken werde.

Die letzte Art der Afterärzte sind die Marktschreyer. Dieses sind die unschädlichsten Geschöpfe von allen. Sie treiben ihr Wesen öffentlich, sie zimmern auf einem offnen Platz eine Bühne, müssen also gleich allen herumziehenden Schauspielern und Musikanten sich bey der Ortsobrigkeit melden. Man kann vorher ihre Mittel untersuchen, ob sie in die Classe der Heftigwirkenden gehören. Bey keiner Art der Medikasterey hat die Obrigkeit mehr Gewalt sie unschädlich zu machen, als bey dieser. In manchen Ländern hat man dieses mißbraucht, das heißt, man hat solchen Leuten ganz untersagt ihre Bude aufzuschlagen; allein das will mir nicht gefallen. Die rationelle Heilkunde ist noch zur Zeit nicht der Brillant, den man à jour fassen kann. Sie bedarf einer Folie, um in den Augen der Menge desto besser zu glänzen. Und wo wolltest du für sie wohl eine bessere Folie finden, als den Marktschreyer. Bötheſt du auch all deinen Witz auf die Aftermedizin lächerlich zu machen, es könnte dir doch wahrhaftig

nur halb so gut gelingen als dem Marktschreyer auf seinem Theater. Meines Erachtens müßte man um der rationellen Heilkunde allgemeine Achtung und Zutrauen zu verschaffen, zwar vor allen Dingen eine hinreichende Anzahl sehr geschickter Aerzte in jeder Provinz anstellen, nebenbey aber jährlich eine Zeitlang den Marktschreyer öffentlich sein Wesen treiben lassen. Ich bin versichert, er würde jedes Jahr weniger Arzeney verkaufen, und der Staat sich zuletzt genöthiget sehen, ihm Zuschuß zu geben.

Siebenter Brief.

Meine vorigen Briefe, enthielten eine Uebersicht der vorzüglichsten Medikaster. Du wirst, wenn du gleich nicht in allen Punkten mit mir einig bist, doch zugeben müssen, daß jene Menschen ein relativ nothwendiges Uebel sind, welches theils aus der Einrichtung des Medizinalwesens theils aus dem geringen Grade geistiger Cultur des Volks entspringt. Ich gehe jetzt weiter, und zeige dir die allgemeinen Ursachen der Medikasterey. Zuerst werfe ich die Frage auf: ist es auch wohl möglich, daß alle Kranken in einem Lande von den darin angestellten Aerzten können zweckmäßig besorgt werden? —

Es können vielleicht einzelne Provinzen seyn, in welchen dieses möglich ist, von den meisten wird man es aber wohl verneinen müssen. Damit es mir aber nicht gehe, wie manchem modernen Reisebeschreiber, der von keinem Lande sprechen kann, ohne zu lügen, weil er es nur obenhin kennt; so werde ich jetzt nur bloß von dem dießseitigen Clevischen Lande reden, denke aber, daß das, was ich dir sagen werde, auch auf manche andre Länder passen mag.

Der Flächeninhalt unsers Landes ist ungefähr 22 Quadratmeilen. Die Bevölkerung nach der neuesten Zählung 46340 Menschen. Man kann die Bevölkerung der Städte ungefähr auf 20000 Menschen rechnen. Drey dieser Städte, als Cleve, Goch und Xanten haben Aerzte; die Bevölkerung dieser drey Städte kann man zusammen auf 10600 Menschen anschlagen. Die Zahl der Aerzte in denselben ist sechs.

Nun sage mir aber, wie können 6 Aerzte für die Gesundheit von 46340 Menschen sorgen, von denen nur 10600 in den Städten zusammen leben, wo sie wohnen, 35740 in einem Lande von 22 Quadratmeilen zerstreuet sind, und wo von diesen 35740 gewiß 1000 bald hier bald dort in einzelnen Häusern wohnen? Wäre die ganze Bevölkerung dieses Landes in einer Stadt versammelt, so mögten sechs Aerzte hinreichen,

so lange keine epidimische Krankheiten herrschten, nähmen diese aber Ueberhand, so würde jene Zahl viel zu geringe seyn.

Bey der dermahligen Lage der Sache ist es aber baare Unmöglichkeit, daß alle Kranken von den sechs Aerzten könnten behandelt werden. Einen Kranken behandeln nach der einfältigen Relation der Landleute, das kann wenig Nutzen haben. Die Relationen der Chirurgen sind aber noch viel zweckwidriger, denn ich habe immer gemerkt, daß solche Leute alles sehen, was sie sehen wollen, und daß ihre Erzählungen gewöhnlich eher dazu dienen, den Arzt zu verwirren, als ihm über den Zustand des Kranken gehöriges Licht zu geben. Um also im Stande zu seyn dem Kranken zweckmäßige Mittel zu verordnen, müßte man ihn doch sehen. Wie sollte das aber möglich seyn? — Gesetzt ich wollte jeden Kranken in dem Distrikte, wo ich praktizire, auch nur einmahl sehen, den, welcher gefährlich darnieder läge, allenfals zweymahl, da würde wohl kein Postillion im deutschen Reiche seyn, der so viel herumlaufen müßte, als ich.

Wenn ich z. B. einen Kranken in dem Städtchen Kervenheim habe, und einen andern in einem Dorfe an der Maas, so habe ich nach Kervenheim hin und her 4 Stunden nöthig, nach der Maas aber hin und

zurück 5. Begebe ich mich also im Winter um 8 Uhr auf den Weg, und bin um 12 Uhr wieder zu Hause; so kann ich gewiß nicht lange beym Kranken verweilen. Um 12 Uhr esse ich, und vor halb zwey kann ich nicht wieder auf dem Wege seyn, denn ein Pferd gehet mit leerem Magen nicht gut. Gesetzt ich wollte auch nur eine halbe Stunde beym Kranken bleiben, so komme ich doch erst um 7 Uhr Abends wieder zu Hause. Im Winter wird es um 5 Uhr dunkel, also muß ich schon zwey Stunden in der Finsterniß herumtappen.

Ich habe jetzt nur von zwey Kranken geredet, aber angenommen ich hätte des Morgens und Nachmittags nur zwey oder drey andere Kranken noch zu besuchen, deren Häuser eine halbe oder nur eine viertel Stunde von der Landstraße abliegen; wann würde ich da wieder nach Hause kommen? — Ja müßte ich an einem Tage außerhalb allen 4 Thoren Kranke besuchen (wie dieses nicht selten, sondern sehr oft der Fall seyn würde, wenn alle Medikasterey abgeschafft wäre) so sage mir um des Himmels willen, wie sollte ich es anfangen, um nur halbwege meine Pflichten zu erfüllen? —

Träfe es sich aber, daß ich in ein und derselben Commune mehr Kranken hätte, als ich in einem halben Tage besuchen könnte (und wegen der zerstreuten Wohnungen brauchte die Zahl eben nicht groß zu seyn)

so würde ich wohl ein gar erbärmliches Leben führen müssen. In den Brandweinschenken der Bauern kann man nicht zu Mittag speisen, und bey den Bauern selbst vergehet einem auch der Appetit. Vor zwey Jahren kam ich einmahl in die Verlegenheit bey einem recht wohlhabenden zu Mittag zu essen, denn ich hätte, da mehr Kranken auf mich warteten, einen Umweg von zwey Stunden machen müssen, um zu Hause zu speisen, nahm also die Einladung an.

Man deckte den Tisch, und setzte in die Mitte einen leeren irdnen Napf. Auf dem Boden desselben war ein großer bunter Vogel gemahlt, und auf dem Rande standen die Worte: je länger je lieber.

Nachdem sich die Bauern bekreuziget und gesegnet hatten, kam die Tochter des Hauses mit einem großen irdnen Topf, und schüttete ein Weltmeer von Hühnerbrühe in den Napf. Jeder langte zu, schöpfte sich seinen Teller voll und brockte Brot hinein. Die Brühe war ganz siedend heiß, ich konnte sie nicht essen, und stellte meinen Teller vors Fenster. Meine Gesellschafter hatten mehr Geduld, sie spitzten alle die Mäuler, und bließen so lange in jeden Löffel Suppe, bis sie ihn herunterschlingen konnten. Das ging aber so unbeschreiblich langsam, daß ich wirklich fürchtete, der Mond mögte uns in die Schlüssel scheinen.

Nachdem nun der eine und der andere zum zweytenmahle seinen Teller voll geschöpft, so sahe ich den Kopf des bunten Vogels aus der Suppe hervorgucken, bald auch den Leib, und jetzt stand er nur noch mit seinen schwarzen Füßen in der Hühnerbrühe. Gottlob! dachte ich; das ist vollbracht, nun werde ich an Gemüse und Fleisch meinen Hunger stillen können. — Aber, o Himmel! da kommt der weibliche Coloß wieder mit seinem ungeheuren Topfe, und schüttet den Napf zum zweytenmahl bis oben an voll. Nun geht's wieder aufs neue ans Essen und Blasen. Ich habe aber weder gegessen noch geblasen, sondern bloß die närrischen Gesichter der Bauern betrachtet, welche mit allen möglichen Kunstgriffen das siedende Wasser in den Magen zu bringen suchten. Endlich lachte mich wieder der bunte Vogel freundlich aus der Schüssel an. Die Tochter gehet zum Zimmer hinaus; und ich beschaue mein Messer, ob es auch wohl scharf sey, jetzt wird, dachte ich, doch zum wenigsten das ausgekochte Huhn erscheinen. — Aber denke dir mein Erstaunen! wie sich die Thür öffnet und ich auf einmahl die Dirne mit ihrem Topfe gleich einem Flußgotte mit seiner überfließenden Urne vor mir stehen sehe. Zum drittenmahle war der unglückliche Vogel ersäuft, und zum drittenmahle fingen die Bauern an entsetzlich zu blasen. Nun waren mir die Worte: je länger je lieber, deutlich genug. Meine Geduld war zu Ende, ich setzte mich aufs

Pferd und ritt weiter. Siehe das ist ein Mittagsessen oder Trinken wie man es nennen will; würdest du wohl Lust haben oft mit dabey zu seyn? —

Du mögtest mir aber den Rath geben, mir, im Falle die Medikasterey ganz abgeschafft wäre, zwey oder gar vier Pferde und einen leichten Wagen zu halten. Freylich damit könnte man an einem Tage viele Kranken besuchen, und auf ebnen Wegen schnell fahren. Aber eben sind unsre Wege nicht einmahl im hohen Sommer. Mit einem zweyspännigen Fuhrwerke, wo nähmlich die Pferde neben einander laufen, kann man im Winter hier nur aus zwey Thoren fahren, und das nur auf den befahrnen Landstraßen, alle Neben- und Feldwege mögte ich gewiß nicht gern damit bereisen. Außerhalb den beyden andern Thoren ist es unmöglich, ein solches Fuhrwerk, ohne die größte Lebensgefahr, zu gebrauchen, weßhalb sich auch die reichsten Leute an der Maas der bloß einspännigen Karren bedienen. Die schönsten derselben heißen Kutschkarren. Ein solches Ding ist ein auf der Achse liegender Kasten, worin vier, auch wohl sechs Personen Platz haben, an beyden Seiten sind Fenster, und vorn ist ein Loch, da kriecht man hinein. Die Räder sind ungeheuer hoch, und ein starkes Pferd ziehet diese Maschine. Vorigen Winter hatte ich Gelegenheit, die Wirkung einer solchen Kutschkarre auf den menschlichen Körper zu versuchen. Ich mußte eines Ta-

ges nach G an der Maas. Wie ich am Morgen aufstand, wurde ich gewahr, daß es die Nacht gerade eben so viel geschneyet hatte, um alle Löcher und ungeheuer tiefen Gleise, womit jener Weg nach allen Richtungen durchkreuzt ist, unsichtbar zu machen. Das Reiten ist etwas gefährlich unter diesen Umständen; denn tritt das Pferd in ein solches hart gefrornes unsichtbares Gleise, so kann es nicht allein sehr leicht stürzen, indem es den eingeklemmten Fuß nicht so bald wieder herausziehen kann, sondern, was das Schlimmste ist, es kann auch leicht den Fuß brechen. In Erwägung also, daß es thöricht seyn würde, seine Gesundheit und vielleicht sein Leben dem blinden Zufalle anzuvertrauen, hielt ich es für besser, nicht zu reiten, sondern eine Kutschkarre zu nehmen. Aber ich wurde für meine Vorsicht übel bestraft. Das Ueberlegen und Rathschlagen hatte viel Zeit weggenommen, und wie die Karre vors Haus kam, war es schon hoch am Tage. Ging das Pferd Schritt, so konnte ich vor Nacht nicht wieder zu Hause seyn. Ich versprach also dem Knechte ein gutes Trinkgeld, wenn er mich vor Einbruch der Dunkelheit wieder nach Hause schaffte. Nun ging's im Trabe durch die gefrornen holperigten Gleise. Stelle dir einmahl vor, wie behaglich man in einem solchen auf der Achse liegenden Kasten sitzen muß. Doch was sage ich vom Sitzen, wirklich daran ist nicht zu denken, man muß sich nur immer mit den Händen festhalten, und balansiren, da-

mit man den Kopf nicht zerstößt. Das Rasseln der Ketten, das Klappern der hölzernen Fenster, das hohle Dröhnen des ganzen Kastens, die fürchterlichen Stöße rauben einem fast alles deutliche Bewußtseyn, und ich glaube wirklich, daß ein vernünftiger Mensch darin rasend werden könnte. Zum wenigsten, wenn Hahnemans Prinzip die Wirkung der Arzneysubstanzen zu bestimmen gegründet ist, so würde man einen Wahnsinnigen nicht besser heilen können, als wenn man ihn in einem solchen Kasten einige Tage über unsre gefrornen Wege herum kutschieren ließe.

Wirklich kann man zu Pferde noch am besten zu allen Jahreszeiten, und in allen Gegenden unsre Wege bereisen. Allein diese Art zu reisen, hat auch ihr Unangenehmes. Am allerverdrießlichsten war mir es im Anfange meiner Praxis, wenn ich bey schlechten Wegen im Dunkeln reiten mußte, welches doch nicht immer zu vermeiden ist; denn theils sind die Wintertage so kurz, theils sind manche Zufälle, als Blutflüsse, Coliken und andre von der Art, daß man nicht ohne gewissenlos zu handeln, weglaufen kann, wenn es einem gerade am gemächlichsten ist. Ich war aber weder auf Schulen, noch auf Academien ein Nachtschwärmer, und habe mehr beym Licht, als im Dunkeln mein Wesen getrieben. Mein Auge war nicht daran gewöhnt, die Gegenstände bey Nacht zu unterscheiden, daher kam es, daß ich im

Dunkeln mit einer innern Unruhe und Aengstlichkeit auf dem Pferde saß. Diese Aengstlichkeit machte mich zu vorsichtig, und ich wollte den Gaul da lenken, wo ich selbst nichts unterscheiden konnte. So stürzte ich einst an einem finstern neblichen Abend mit einem schweren Pferde einen Klafter hohen Fußsteig herunter; das Pferd lief nach Hause, ich hinkte hinterdrein, und fluchte auf die Landpraxis und auf die ganze Medizin.

Wenn aber alle Medikasterey abgeschafft wäre, so würde es doch selbst zu Pferde unmöglich seyn, alle Kranken zu besuchen. Man könnte sich freylich ein Paar englische Wettrenner halten; allein wenn man damit durch unsre kothigen Wege galoppiren wollte, so würde man wohl bald wie ein Kothklumpen aussehen, wenigstens genöthigt seyn, eine ganze Garderobe nachzuführen, damit man sich, wenn man einmahl in ein sauberes Zimmer treten wollte, zuvor umkleiden könnte. Meines Erachtens wäre das einzige Mittel, um alle Kranken gehörig zu bedienen, auf einem Dromedar zu reiten. Ein solches Thier ist hoch, man würde also nicht mit Koth beworfen; es läuft schnell, und man könnte allenthalben damit hinkommen. — Wirklich, mein Bester, ist die Landpraxis in einer Gegend, wie die hiesige, zuweilen so beschwerlich, daß ich den Arzt, der über Medikasterey klagt, für einen Tollhäusler halten muß. Jetzt, wo sich nur die wohlhabenden und ver-

nünftigen Leute des Beystandes der Aerzte bedienen, ist eine solche Praxis vorzüglich im Winter schon mühselig genug.

Die Gewohnheit macht alles leicht. Die Gewohnheit macht es, daß man selbst gleichgültig bey augenscheinlichen Gefahren ist. Aber man kann sich doch an nichts gewöhnen, welches die physischen Kräfte des Körpers übersteigt, und das wäre wirklich eine Praxis, wo man alle Kranken eines solchen Bezirks gewissenhaft behandeln wollte. Ich sage gewissenhaft; denn wenn ich nur aufs Gerathewohl etwas verordne, wenn es mir gleichgültig ist, ob der Kranke genest oder stirbt, ob er früh oder spät besser wird, wenn ich den übermorgen besuche und examinire, dem heute meine Gegenwart durchaus nothwendig ist: so sehe ich nicht ein, welchen Nutzen die Einwohner von den approbirten Aerzten hätten.

Das, was ich dir heute von dem Verhältniß des Flächeninhaltes unsres Landes und der Bevölkerung zu der Zahl der ordentlichen Aerzte gesagt habe, verdient deine ganze Aufmerksamkeit. Kannst du Einwendungen machen, so erwarte ich sie, und werde sie prüfen.

Ich habe dir aber einige abgerissene Stücke einer Schilderung der Landpraxis eingeschoben, das bereue ich fast; denn ich fürchte, du wirst mich als einen armseligen elenden Menschen bemitleiden, oder wenn du bey guter Laune bist, wohl gar über mich spotten. Ich will also nur gleich aufrichtig bekennen, daß ich selbst darüber lachen muß. Aber dein Mitleiden kannst du sparen, denn du weißt, daß ich alle Dinge von verschiedenen Seiten betrachte, und die Landpraxis macht davon keine Ausnahme. Wenn ich an die Aerzte großer Städte denke, so fällt mir das alte Sprichwort ein: Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Wie manchen Verdrießlichkeiten ist da der Arzt ausgesetzt, von denen ich hier nichts zu befürchten habe. Lies z. B. das, was Herr Mursinna in seinem Journal über den Krebs und das Cosmische Mittel sagt, und du brauchst eben nicht genau aufzumerken, um zu begreifen, daß dieser würdige Mann nicht ohne innerlichen Aerger die Schicksale jenes Mittels zu Berlin und des Herrn, der es anwendete, beschreiben kann. In C. L. Hoffmans vermischten Schriften findest du ebenfalls eine Geschichte, wo dieser vortreffliche Arzt verkannt, verläumdet, und ihm das Zutrauen des Kranken durch andre Vielwisser geraubt wurde. Zwar rechtfertigte ihn nachher die Section des Leichnams; allein er hatte doch, wie es scheint, seine Portion Aerger schon dahin.

Das sind nur ein Paar Beyspiele, die mir gerade einfallen, wollte ich mir nur ein wenig Mühe geben, so könnte ich ihre Zahl wohl so vermehren, daß du aus Langerweile meinen Brief ungelesen ließest. Und wie manchen Verdrießlichkeiten mag nicht der Arzt in großen Städten ausgesetzt seyn, von welchen nichts geschrieben stehet. Ich glaube wahrhaftig, es geben Tage, an welchen mancher betitelte und unbetitelte Amtsbruder sich aus seiner Karosse auf meinen Gaul wünschen mögte. Wenn ich durchnäßt und von Koth bespritzt nach Hause komme, so lasse ich meinen Mantel trocknen, bin ich von Kälte erstarrt, so kann ich mich am Ofen wieder wärmen, hat mich die brennende Hitze erschöpft, so lege ich mich im Garten unter einen Baum, lese in R ö s c h l a u b s P a t h o g e n i e, und schlafe ein. Aber wenn ich Aergerniß und Verdrießlichkeiten hätte, ja da wäre ich ein unglücklicher Mensch. Solche Eindrücke kann nur die Zeit verlöschen, und der Schaden, den man an seiner Gesundheit leidet, ist oft unersetzlich; denn Aergerniß und Verdruß stehen unter denen das Leben verkürzenden Schädlichkeiten oben an. Darum ist auch mein Grundsatz sie zu vermeiden. Hier ist dieses möglich. Wenn mir jemand etwas in den Weg legt, so lasse ich ihn laufen, und er kann mir dann eben so gleichgültig seyn, als der Dey von Algier; denn ich kenne hier keinen, dessen Beyfall oder Tadel einen merklichen Einfluß aufs Ganze habe, und nur einen

merklichen Vortheil oder Schaden in meiner Praxi verursachen könnte. *)

Du könntest aber denken: ein großstädtischer Arzt ist ein angesehener Mann, ein kleinstädtischer ein unbedeutendes Wesen. Aber so raisonnirt vielleicht nur ein einfältiger Bauer, und hin und wieder ein betitelter großstädtischer Arzt. **) Ich will die Aerzte großer

*) Von dem, was ich hier sage, machen die kleinstädtischen Aerzte, welche Leibmedici kleiner regierender Grafen oder Fürsten sind, mit Recht eine Ausnahme. Diese sehe ich als die unglücklichsten Geschöpfe an; denn ihre Existenz als Aerzte hängt in dem beschränkten Zirkel, worin sie practiziren, vorzüglich von den Launen eines solchen Herrn ab.

**) Mein Freund Lobbes zu Calbeck, jetzt wohnhaft zu Paderborn, leidet einst an einer chronischen Krankheit des Unterleibes. Mein Antecessor, ein wirklich gelehrter Mann, behandelt ihn eine Zeitlang nach seiner besten Einsicht, aber ohne Nutzen. Der Kranke schlägt vor, den verstorbenen Zimmermann um Rath zu fragen. Es wird eine genaue Krankengeschichte verfaßt, und dem berühmten Mann zugeschickt; aber es erfolgte keine Antwort. (Daß Zimmermann nicht antwortete, kann ich nicht tadeln, denn es stand in seinem freyen Willen, es zu thun oder zu lassen.) Bald darauf besuchte ein gewisser Obrist von Grüter den Patienten, siehet ihn noch immer krank, und spricht: Lassen sie doch einmahl an den Ritter von Zimmermann schreiben, der ist ja der berühmteste Arzt in ganz Deutschland. — Ach, an den ist schon geschrieben, aber der antwortet nicht. — Antwortet er nicht? O! da seyn sie nur ohne Sorgen, ich werde selbst an ihn schreiben, ich kenne ihn persönlich, er wird mir schon antworten. Wirklich erfolgte auch die Antwort, aber wie lau-

Städte ausnehmen, welche ihre Nahmen durch gemeinnützige Schriften bekannt gemacht haben, ich will die ausnehmen, welche durch medizinische Schriften dem medizinischen Publico und einzelnen gebildeten Nichtärzten bekannt sind; welche Celebrität sie doch nicht ihrem Wohnorte, sondern sich selbst zu danken haben: und sage mir, was bleibt den übrigen für ein Ansehen, weßhalb sie der Kleinstädter beneiden könnte? — Glaubst du wohl, daß jene praktizirende Hofräthe und Geheimeräthe und Medizinalräthe, Leib= und Hofmedizi hier bekannt sind? Wahrhaftig eben so wenig als ich es in ihren Zirkeln bin. Ja, wenn man einen solchen Herrn mit seinen Wagen und Pferden hierhin versetzte (einen Friseur müßte er aber mitbringen, denn der unsre hat sich erhenkt) denkst du wohl, daß man ihn für klüger und gelehrter ansähe, als mich, und mich gering schätzen würde? Wahrhaftig er könnte ein Jahr herumkutschieren, und ich würde es in meiner Praxi kaum merken.

Aber in seinem Zirkel stellt er doch mehr vor, als der kleinstädtische Arzt? — Ich glaube gerade das Ge=

---

tet sie? „Er habe zwar den ersten Brief meines Antecessors nebst der Krankengeschichte erhalten, aber nicht darauf geachtet, indem er geglaubt, dieser Praktiker schreibe bloß an ihn, um sich dadurch, daß er mit ihm (dem weltberühmten Mann) correspondire, in seinem Wohnorte ein Ansehen zu geben. — Wahrlich, solchen Glauben habe ich in Israel noch nicht gefunden!!

gentheil. Nimm z. B. die ersten Aerzte großer Residenzen, und sage mir aufrichtig, ob der Arzt in dem kleinsten Landstädtchen je einer solchen Behandlung ausgesetzt ist, und sie ertragen wird, als diese sich zuweilen müssen gefallen lassen? Lies Zimmermanns Fragmente, und du wirst bekennen müssen, daß dieser Mann bey Friedrich II. eine Null war. Er will etwas verordnen, und sucht ängstlich nach einem Mittel, gegen welches niemand etwas einwenden könnte. Ja, wollte er nicht gleich verabschiedet seyn, so mußte er es ganz vergessen, daß er Arzt war. Er vergaß es auch wirklich, und war zufrieden, daß die Welt wisse, er habe vor Friedrich des Einzigen Stuhl gestanden.

Ich mag es durchaus nicht leiden, mein Bester, daß ein Arzt bäurische Sitten habe. Er soll vielmehr höflich, ja, er kann auch bey unbedeutenden Krankheitszufällen nachgebend seyn. Wenn z. B. einmahl ein schönes Weib über Schmerzen in den Brüsten klagte, verlangte von dir, daß du sie untersuchen solltest, du fühltest wirklich nichts Krankhaftes, sie forderte am andern Tage abermahls eine Untersuchung, und du wolltest ihr sagen, es sey unnöthig, die Schmerzen würden schon von selbst vergehen, du habest genug gefühlt: so würde ich dich für einen ehrlichen Esel halten. Oder spricht ein Herr mit dir über die Heilkunde, und schwätzt ins Tolle hinein: so sage ihm nicht, daß er nichts davon

verstehe, sondern suche ihn zu überreden, daß du ihn für einen klugen Kopf haltest. Hat er einmahl zu viel gegessen, und sich ein Brechmittel verordnet: so mag ich es auch leiden, daß du seine Einsichten in die Heilkunde rühmest. In diesen und ähnlichen Lagen betrachte ich dich nicht als Arzt, sondern als Bürger. Du kannst also immerhin den Ton anstimmen, der in der Welt gebräuchlich ist, und der mir, unter uns gesagt, selbst besser gefällt, als eine tölpelhafte Aufrichtigkeit.

Aber, wenn der Arzt bey ernsthaften und gefährlichen Krankheiten nicht so sprechen kann oder darf, wie es die Pflicht seines Berufs mit sich bringt, da sieher es traurig aus, da ist sein Nimbus, der dem Pöbel in die Augen scheint, wohl nichts mehr, als die goldpapierne Krone des Theaterkönigs.

Der Arzt muß handeln, wie Melvil in Schillers Maria Stuart. Die siehest in diesem auch den höflichen und bereitwilligen Diener. Aber wie er in dem entscheidenden Augenblick sein Haupt entblößt, und als Geweihter vor seiner Gebietherinn stehet, da ist die Scene verändert, und er behauptet ganz die Würde seines Amts. Eben so muß es der Arzt allenthalben machen können, wenn ich ihn für einen wirklich angesehenen Mann halten soll. Kann er es nicht, ohne sich einer unangenehmen Behandlung auszusetzen, kann er,

wenn

wenn man seine Vorschriften vernachläßiget, nicht sprechen: Ich bin ein freyer Mann, mir gefällt es nicht länger ihr Arzt zu seyn, (wie dieses mit Selle bey Friedrich II der Fall war) so weiche er der Nothwendigkeit, ich bedaure ihn; allein ich würde ihn für einen Wahnsinnigen halten, wenn er sich einbilden wollte, als Arzt eine herrliche Rolle zu spielen: denn der Arzt in dem kleinsten Landstädtchen wird, wenn er Menschenverstand besitzt, nie in den Fall kommen, wo er zur Null wird.

Du könntest aber sagen: Große Städte sind nicht bloß mit Königen und Kaisern bevölkert, also kann doch der Heilkünstler nicht oft in ähnliche Lagen kommen. Aber ich antworte dir darauf, alle Aerzte haben auch nicht den Ruf eines Selle oder Zimmermanns, und das, was diesen Friedrich II war, das wird wohl dem jüngeren oder weniger Gesuchten die Excellenz seyn. *)

Leute, die reich sind, und wichtige Aemter bekleiden, sind gewohnt, daß ihnen geschmeichelt wird; und da die Krankheit nicht zu dem Trosse ihrer Untergebenen gehört, dem sie befehlen können, so sind sie nicht selten verdrießlich und mürrisch, wenn sie sich nicht wohlbe-

*) S. G. Vogel sagt in seinem Aufsatz über das Savoir faire: „Die Fürsten lassen sich nicht regiren. Die Hofleute folgen diesem Beyspiel.“

finden. Sie glauben dem Arzte, besonders dem jüngern, eine Wohlthat damit zu erzeigen, daß sie sich seiner Hülfe bedienen, sie wissen es nur zu gut, daß sie es sind, die ihm in seinem Zirkel einen Ruf verschaffen, und da ist es gewiß nicht gut Arzt seyn. Wie seltsam ein vielbefehlender Mann sich gegen Aerzte betragen kann, das siehest du am besten in Hufelands praktischem Journal im vierten Bande, wo uns die Krankengeschichte und der Tod des Generals Hoche beschrieben wird. Auf dringendes Verlangen muß Herr Thilenius den 31. August nach Wetzlar zum kranken General kommen. Er bespricht sich mit dem Arzte desselben. Man verordnet Arzneymittel, man bestimmt die nöthige Lebensordnung. Aber der General will weder jene einnehmen, noch diese befolgen.

Den 17. September wird Herr Thilenius des Nachts aufgeweckt, und abermahls aufgefordert, den General eiligst zu besuchen. (Dieser hatte inzwischen schon einen Frankfurter Arzt um Rath gefragt, und dessen Mittel gebraucht.) Um 7 Uhr Abends kommt Herr Thilenius zu Wetzlar an, man bringt ihn aber nicht zum Kranken; denn der will diesen Abend niemand sehen, als seine Frau, den Chirurgum Poussielque und seinen Kammerdiener. Es sind noch mehr Aerzte zu einer Consultation berufen. Den 18. am Morgen siehet Thilenius den Kranken noch nicht.

Der General will ihn nicht sprechen, bis alle berufene Aerzte versammelt sind. Abends kommen diese, drey an der Zahl an. Man sagt ihnen, sie würden wohl noch diesen Abend den Kranken sehen, es sey ihnen aber für jetzt bloß erlaubt ihn zu beschauen, nicht aber mit ihm zu sprechen. Um 10 Uhr geschiehet diese stumme Untersuchung. Kurz nach Mitternacht bekommt der General einen heftigen Anfall von Asthma. Die Aerzte werden eiligst hingerufen. Was der eine für nöthig hält, hält der andere für schädlich, im Grunde geschiehet wenig von Erheblichkeit, und der General stirbt dieselbe Nacht um 4 Uhr. Solltest du nun nicht die dort berufenen und versammelten Aerzte eher für einen Trupp herumziehender Musikanten halten, welche man zur Hochzeit bestellt, und so lange im Vorhause warten läßt, bis den Gästen der Kitzel zum Tanzen ankommt, als für ernsthafte und gelehrte Männer, welche man eiligst berufen hat, um einem Menschen das Leben zu retten?

Das ist einmahl wieder eine gedruckte Historie der Art. Aber wie viel mögen sich nicht zugetragen haben, welche nicht gedruckt sind; denn nicht alle Aerzte lassen ihre medizinischen Drangsale drucken, und die, welche bloß aus Politik oder (was noch unglücklicher ist) aus Geldmangel sich eine unschickliche Behandlung gebiethender Herren gefallen lassen, werden sich gewiß wohl hüten, es andern zum Zeitvertreibe mitzutheilen.

Doch es mag genug seyn, um dir die Lust zum Spotten zu vertreiben, und dir zu zeigen, daß ich ruhigen Geist genug habe, eine Sache aus ganz entgegengesetztem Gesichtspunkte anzuschauen. Ich lache, wie du siehest, selbst über meine Praxis, aber das kann mich keinen Augenblick hindern, auch die gute Seite derselben zu schätzen. Ja, ich versichere dir, mein Bester, wenn mir nicht das Schicksal und der preußische Hof fast alle meine Bekannten und Freunde entführte, so würde ich mir auf dem hiesigen Kirchhofe ein Erbbegräbniß kaufen. Freylich so als ein halber Anachoret zu leben, ist etwas unbehaglich; allein ich setze mich auch darüber hinweg, und tröste mich mit dem heiligen Antonius, der hat sich in seiner Einsamkeit noch obendrein mit dem Teufel herumbalgen müssen.

Achter Brief.

Um des Himmels willen, Carl, wo denkst du hin? Du wolltest dein gelobtes Land verlassen, und dich hierhin begeben, um reich zu werden? Du meinst die französische Republik werde jetzt nach der Organisation des Medizinalwesens eben so strenge auf die Befolgung der Medizinalgesetze, als auf den Douanentarif halten, und berechnest, daß sieben Aerzte alsdann in diesem Lande nothwendig Schätze sammeln müßten. Aber du

hast schlecht gerechnet, und könntest eben so gut nach Spitzbergen und Nova Zembla reisen, um dort Zitronen zu sammlen.

Zuerst mußt du wissen, daß die Städte dieses Landes im Durchschnitte eher arm als reich zu nennen sind, und wenn auch eben die größere Zahl der Einwohner nicht gerade Bettler sind, so kann man sie doch für die Casse des Arztes als Nullen ansehen. Dieses gilt von Cleve, Goch und Xanten den vorzüglichsten Städten, worin auch Aerzte wohnen. Von dem hiesigen Orte, den ich freylich am genauesten kenne, kann ich dir versichern, daß die Hälfte der Einwohner nicht im Stande ist zu bezahlen. Höchstens dem 4ten Theile derer, welche bezahlen können, kann man bey acuten Krankheiten das Honorar nach der alten preussischen Medizinaltaxe berechnen. Einige wenige unter diesen sind im Stande auch bey chronischen Krankheiten nach jener Taxe zu zahlen, ohne daß es ihnen beschwerlich fällt. In den übrigen kleinen Städten herrscht zwar keine Betteley, aber auch kein eigentlicher Wohlstand. Die Leute können leben, das heißt: wenn das Jahr herum ist, so haben sie sich satt gegessen, nichts übrig, und höchstens keine Schulden.

Die Landleute kann man ebenfalls nicht wohlhabend nennen. Am Rhein gibt es, wie man sagt, wirklich

reiche Bauern; allein die Umstände der übrigen sind wahrlich mittelmäßig. Aeusserst wenige wohnen auf eignen Höfen, die meisten sind Pächter. Wohnt nun ein solcher auf dem Gute eines Mannes, der eine Legion derselben besitzt, und nicht geldbegierig ist, (eine seltne Verbindung) so mag es noch hingehen, er erhöhet dem Bauern die Pacht nicht, wenn er siehet, daß dieser voran kommt. Wohnt er aber auf dem Gute eines Menschen, der vielleicht sein ganzes Vermögen hineingesteckt, und der überdieß viel Geld nöthig hat: so ist die anscheinende Wohlhabenheit des Bauern Grund genug, um nach verflossener Pachtzeit mehr Geld zu fordern. Daher ist es eine eben so große Narrheit, behaupten zu wollen, der hiesige Landmann sey recht wohlhabend, als behaupten wollen, die meisten Eigenthümer der Güter seyen ganz uneigennützige Menschen. Wenn du das Letztere als gegen allgemeine Erfahrung streitend lächerlich findest; so wird dir das Erstere nicht minder so scheinen.

Wirklich, wenn hier der Landmann ein hundert Kronen im Kasten hat, so siehet man ihn schon für erstaunlich wohlhabend an. Mir kommt dieses eben so vor, als wenn mich jemand, weil ich beym Sonnenschein einen Mantel bey mir führe, für wohlhabend halten wollte, indem ich selbst überflüßige Kleidung hätte. Ich habe den Mantel deßhalb, um ihn umzu-

hangen, wenns regnet, und der Bauer muß eben so gut ein Paar hundert Kronen im Kasten haben, damit er nicht zum Bettler werde, wenn ihm die Viehseuche in den Stall kommt, oder es sterben ihm die Pferde, oder die Erndte geräth einmahl nicht. Wenn der Eigenthümer der Güter sagt, dieser oder jener Bauer ist reich; so heißt das weiter nichts, als der Mann hat mir bisher die Pacht ordentlich bezahlt. Aber alle Bauern haben gewiß nicht einmahl einen Sparpfenning, die meisten sind froh, wenn sie ihre Pacht bezahlen, und das Jahr durch leben können. Wie viel Knechte und Mägde, Tagelöhner, Handwerker und Bettler gibt es aber nicht auf dem platten Lande? Knechte und Mägde haben nichts als ihren armseligen Lohn, und Tagelöhner und Handwerker verdienen gerade nicht mehr, als nöthig ist, um sich vor dem Hungertod zu schützen. Von allen diesen kann der Arzt kein Geld nehmen. Wäre alle Medikasterey verbannt, so müßte man annehmen, daß der Arzt kaum von dem fünften oder sechsten seiner Kranken auf dem platten Lande bezahlt werden könnte. Wenn du nun zehn Kranken des Tages besuchen wolltest, und damit würdest du schon deine Noth haben, wenn sie sehr zerstreut wären; so würden unter diesen kaum zwey Zahlende seyn, und wie viel sollten dir diese für einen Besuch geben, damit du die Unkosten für Pferd und Wagen wieder bekämest, und etwas für dich zum Lebensunterhalt überbehieltest? —

Sehr reich sind auch diese nicht, denn die reichen Leute, welche in einer ziemlich weitläuftigen Gegend dieses Landes wohnen, kann man wohl an den Fingern einer Hand aufzählen; also müßtest du dich schon mit einem mäßigen Honorar begnügen. Glaube mir, Carl, wenn du in einem solchen District, worin ich die Praxis habe, ein Jahr lang alle vorhandenen Kranke behandelt hättest (gesetzt es sey dieses möglich) und du zögest am Ende desselben die Unkosten für Pferde und Wagen, und Knecht, und Weggeld, und Patentgeld, und Thorgeld, und Trinkgeld, und sonstige nöthige Verzehrungskosten in den Herbergen hin und wieder von deinem Verdienste ab: so würdest du finden, daß du nicht allein nichts gewonnen, sondern selbst verloren hättest. Jetzt wo doch die Bemittelten bloß die Gegenwart des Arztes verlangen, und verlangen können, jetzt ist die Landpraxis zwar beschwerlich, aber wahrhaftig nicht einträglich. Für den, der die Kunst versteht da viel zu nehmen, wo wenig vorhanden ist, und da sich mit einem kleinen Honorar zu begnügen, wo es Noth thäte, man gäbe den Leuten noch Geld in den Kauf, mag eine solche Landpraxis, wie die unsere, noch mittelmäßig einträglich seyn; aber wirklich jedem rechtlichen Manne hat die Natur diese Gabe der Unverschämtheit verweigert.

Wenn der müßige Bürger den Arzt viel herumlaufen, reiten oder fahren siehet, so spricht er: Der muß

reich werden. Jungen Aerzten, welche eben die Akademie verlassen, und sich irgendwo niederlassen wollen, wird dieses ebenfals von allen Seiten vorgeschwatzt; allein du wirst es wohl selbst wissen, daß es eben nicht die Menge der Patienten ist, welche den Arzt bereichern. Wenn die in dem hiesigen Lande vorhandenen Aerzte bloß von der Praxi leben sollten, so wäre ihre Zahl schon viel zu groß. Man muß nicht nach dem äußern Schein urtheilen. Die meisten derselben leben gut, und stehen in Ansehen, das ist wahr; allein sie haben selbst Vermögen, und es ist nicht die Praxis allein, welche sie reichlich leben läßt.

Ja wenn du auch in diesem Lande so viel mit der Praxi verdientest, daß du leben könntest, so würdest du doch sicher nichts zurück legen; und wovon wolltest du denn leben, wenn du von Alter schwach wärest, oder du bekämest einen Schaden am Fuße, oder einen Bruch, oder ähnliche Zufälle, welche dich hinderten täglich zu reiten, zu fahren, und dich allem Ungemache der Witterung auszusetzen?

Fragst du mich, wie es in unserm Lande der ärmere Arzt macht, um sich für die Zukunft vorzusehen? — Das will ich dir sagen. Wer selbst kein Geld hat, der sucht ein reiches Mädchen zu heirathen. Ist er aber ein häßlicher Teufel, daß ihn keins nehmen will, so

muß er das größte Loos in der Lotterie ein paarmahl gewinnen. Will dieses auch nicht gehen, so muß er Schulden machen, dann lassen sich die Leute von ihm curiren, um doch einigermaßen wieder zu ihrem Gelde zu kommen. Fehlt es dem armen Manne aber ganz an Credit, so muß er hungern, und seine Kinder können, wenn sie ihn begraben haben, nach Amerika gehen, das ist ein gesegnetes Land. Siehe das sind ja Mittel und Wege genug, um sich und die Seinen bis ins hohe Alter zu unterhalten. Gefällt dir das nicht, so bleibe wo du bist, denn wenn auch die Republik alle Afterärzte nicht allein verbannen, sondern selbst guillotiniren wollte (gewiß das sicherste Mittel ihnen das Handwerk zu legen) so würde es doch um nichts besser werden, und unsre 7 Aerzte noch weniger von der Praxi bestehen können, als jetzt.

Du hast nun gesehen, daß sich aus der Vergleichung des Flächeninhaltes unseres Landes, der Zahl der Bevölkerung und der Zahl der ordentlichen Aerzte, die Unmöglichkeit einer kunstmäßigen Behandlung aller Kranken ergibt; und da wegen der mittelmäßigen Vermögensumstände der Einwohner mehr Aerzte hier nicht leben können, *) so folgt, daß in unserer und allen

*) Daß sich ein Arzt durch auswärtige Praxis an entfernten Orten viel Geld verdienen kann, das weiß ich recht gut. Dieses kann aber nicht in Betracht kommen. Es fragt sich

Provinzen, worauf das mehr oder minder paßt, was ich von der unsern gesagt (und solcher Provinzen wird es wohl gar viele geben) die Medikasterey ein relativ nothwendiges Uebel sey.

Gibt es nun auch Mittel um diese Ursachen der Aftermedizin aufzuheben? — Allerdings, ein sehr einfaches.

Man müßte eine hinreichende Anzahl geschickter Aerzte in allen Städten und bedeutenden Flecken anstellen, und damit sie leben könnten ihnen aus öffentlichen Mitteln einen Gehalt geben. Die ihnen aufzulegende Verbindlichkeiten übergehe ich; denn wenn nur das Geld zu ihrem Unterhalte vorhanden wäre: so würden sich bald verständige Leute finden, welche ihnen ihre Pflichten genau genug vorzeichneten. Aber Geld, mein lieber Carl, Geld ist schwerer herbeyzuschaffen als schöne Worte, und herrliche Vorschriften, und gelehrte Heilkünstler. Wenn das, was ich dir vorhin gesagt, bloß auf irgend eine kleine Provinz, auf die unsere allein anwendbar wäre; so würde es eine Kleinigkeit seyn dem Uebel abzuhelfen; aber ich fürchte es ist auf große

---

hier bloß, ob er, wenn er die Kranken seines Bezirks pflichtmäßig behandelt, davon bestehen könne. Ist er viel auf Reisen nach entfernten Gegenden, so kann er zwar viel Geld verdienen, aber dann muß er nothwendig die Kranken seines Bezirks vernachläßigen.

Länder anwendbar. Und ob ich gleich keine große Kenntniß der Staatswirthschaft habe: so begreife ich doch zu gut, daß dieses einzige zweckmäßige Mittel zwar einfach genug ist, aber wegen des ungeheuern Geldaufwandes nie wird können angewendet werden.

Der preussische Staat that wirklich etwas in dieser Hinsicht, zwar etwas Unvollkommenes, aber doch immer etwas, er gab nähmlich mehrern Aerzten dieses Landes Zuschuß. So hatten zwey von den Clevischen ein Gehalt, auch ich erhielt ein bestimmtes Geld für die Besorgung der Armen dieser Stadt, und der sogenannten pfälzischen Colonie; aber seit der französischen Organisation hat alles dieses aufgehöret. Man sagt zwar, die alte Einrichtung soll wieder hergestellt werden; allein ich zweifle sehr daran, ja ich bin selbst so unglaubig geworden, daß, hörte ich auch wirklich die Laubthaler in meiner Hand klingen, so würde ich doch noch denken, es sey ein Spiel meiner Phantasie. Sterbe ich also einmahl hier, so braucht mir eben niemand Schillers Worte auf den Leichenstein zu setzen:

Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugemeßnes Glück.

Neunter Brief.

Ich habe dir in meinem letzten Briefe eine Hauptursache der Medikasterey aufgedeckt, und dir gezeigt, daß alle Medizinalgesetze, wodurch diese untersagt wird, keine Anwendbarkeit haben können. Laß uns jetzt andre Ursachen aufsuchen.

Wir werden, denke ich, die vorzüglichsten wohl in den Aerzten selbst, und in der Unvollkommenheit der Heilkunde antreffen. Zuerst von den Aerzten. Von jeher gab es gelehrte und verständige Männer unter ihnen, welche aus ihren eignen und andern Beobachtungen allgemeine Sätze abstrahirten. Mehrere solcher Sätze gut oder übel zusammen verbunden, nannten sie eine Theorie oder ein System der Medizin.

Die Folgerungen aus diesen Sätzen konnten unmöglich immer am Krankenbette Probe halten; denn wenn auch tausend Beobachtungen einen Satz bestätigen, so kann doch die tausend und erste ihm widersprechen. Mit den weiteren Folgerungen muß es noch trübseliger aussehen, und es kann eben so wenig ein richtiges Facit herauskommen, als wenn du dich im Anfange einer weitläuftigen Rechnung um eine Ziffer geirrt hast.

Jene berühmte Männer, welche solche allgemeine therapevtische oder pathologische Sätze als ihre Erfindung aufstellten, suchten ihnen alle mögliche Wahrscheinlichkeit zu geben. Sie bewiesen aus ihrer Erfahrung, daß sowohl die Hauptsätze, als die Folgerungen aus denselben am Krankenbette Probe hielten. —

Der Gedanke etwas Neues zu sagen, sich einen berühmten Nahmen zu erwerben, sich in aller Welt Anhänger zu verschaffen, verrückte ihnen mit unter das Gehirn. Sie sahen entweder Erscheinungen am Krankenbette, welche nicht vorhanden waren, oder sie deuteten die wirklich vorhandenen so, daß sie zur Bestätigung ihrer Lehre dienen mußten.

Nun gibt es aber viererley Arten von Menschen in der medizinischen Welt.

Zu der ersten gehören die Originalköpfe, von denen ich so eben geredet. Diese machen neue Erfindungen, oder geben längst bekannten Sachen ein neues Gewand. Sie springen von der betretenen Straße kühn ab, und gehen ihren eigenen Weg. Diese Menschen sind immer sehr stolz, es ist ihnen zu gering andern nachzubethen, lieber würden sie stille schweigen. Haben sie aber Gelegenheit alles, was alt ist, über den Haufen zu werfen, und auf den Trümmern bis dahin ehrwürdiger und un-

bezweifelter Grundsätze ihr neues Gebäude aufzuführen, so sind sie in ihrem Elemente.

Die zweyte Classe der Aerzte bestehet aus solchen, welche einen geringern Grad von Stolz besitzen. Sie haben nicht Energie des Geistes genug, um selbst den kühnen Sprung aus dem befahrnen Gleise zu wagen; hat ihn aber einmahl ein Originalkopf gemacht, so sind sie die ersten, welche ihm folgen. Sie schließen sich enge an ihn, machen einen schrecklichen Lärm, und verschaffen dadurch ihrem Nahmen eine ephemerische Celebrität. Was die Trompeter bey einem Heerzuge sind, das sind diese im Felde der Medizin. Es gehört zu diesem Amte eben keine große Geschicklichkeit. Der Löwe in der Fabel machte den Esel zum Trompeter; so kann auch im Felde der Medizin jeder diese Rolle übernehmen, der eine starke Stimme und Dummdreistigkeit genug hat; so wurde in unsern Tagen der Originalkopf Brown, Anführer einer Sekte, und der Professor Röschlaub sein Trompeter.

In die dritte Classe kommen solche, welche man Sonderlinge nennen könnte, sie wollen das Brauchbarste aller Jahrhunderte, aller Theorien, aller Systeme zusammenfassen. Ihre Zahl ist klein. Sie können glückliche Praktiker seyn, aber als Schriftsteller dürfen sie nicht wohl auftreten, wenn sie nicht wollen ausge-

pfiffen seyn. Am besten ists, sie begnügen sich im Stillen über die Thorheiten der medezinischen Welt zu lachen.

Die vierte Classe ist die der Nachbether. Diese ist am stärksten besetzt. Es gibt aber zweyerley Sorten dieser Menschen. Die einen schwören auf das, was sie zuerst, die andern auf das, was sie zuletzt gehört. In dem Kopfe der ersten findet sich ein Gemisch von kleinlichem Stolze und Trägheit. Sie bethen die Sätze und Meinungen irgend eines berühmten Mannes oder seines Trompeters nach, bilden sich viel darauf ein, daß sie das können, schätzen alles, was anders klingt, gering, und ihre Trägheit hindert sie für immer zu untersuchen, ob auch die Meinungen anderer etwas wahres enthalten mögten.

Die zweyte Sorte der Nachbether lieset alles, was geschrieben wird, und da ihre schwachen Köpfe sich mit Scheingründen begnügen, so sind sie immer von der Wahrheit dessen überzeugt, was sie zuletzt gelesen. Kein Schriftsteller kann auf ihren Beyfall stolz seyn; denn heute ist er ihnen ein Halbgott und morgen ein Hanswurst. Solche Nachbether geben sich das Ansehen, als ob sie große Gelehrsamkeit besitzen. Es ist aber nicht so; denn wenn jemand das dummste inconsequenteste Zeug zusammenschreibt, und er macht das

Buch

Buch nur etwas korpulent, wiederhohlt dieselben Sachen nur oft mit andern Ausdrücken, bedient sich obendrein seltsamer neu erfundener Kunstwörter, und eines weitschweifigen schlafmachenden Styls: so ist unser Nachbether schon in Extase; er mögte vor dem Wundermanne niederfallen und ihn anbethen. Begreift er auch das wirklich Unbegreifliche nicht, findet er keine Consequenz in dem Inconsequenten, so ist er doch weit entfernt, dieses dem Schriftsteller zur Last zu legen. Er beschuldiget sich vielmehr selbst der Dummheit, ja er mögte sich zuweilen selbst eine Ohrfeige geben, daß er die sublime Weisheit des Verfassers nicht begreifen kann.

Die letzte Classe der Nachbether ist wirklich am zahlreichsten in der Medizin, und dieses ist eine gewiß nicht unwichtige Ursache, daß die studirten und approbirten Aerzte nicht den Glauben bey dem Volke finden, der nöthig ist, um der Aftermedizin ihr Ansehen zu untergraben. Laß uns einmahl zur Probe ein wenig ins Detail gehen, und sehen, welche seltsame Curen in vorigen Zeiten die Aerzte anstellten, um Krankheiten zu heilen.

Bekam ein übrigens gesunder Mensch einmahl durch Ansteckung die Krätze, wovon sie ihn mit etwas Schwefel oder Merkurialsalbe in einigen Tagen befreyen konn-

ten; so lehrte ihre sogenannte Theorie: daß äußerliche Mittel gleich anfangs gebraucht, höchst schädlich seyen, der Mensch wurde also purgirt, und mußte eine große Quantität Kräuterbrüh trinken. Unter diesen Umständen nahm der sich selbst überlassene Hautausschlag Ueberhand, und so wohl dieses, als die zuweilen höchst unsinnigen zweckwidrigen Mittel zerstörten die Gesundheit. Sehr genau kenne ich noch eine Frau, welche als Mädchen in einem famösen Erziehungsinstitute von der Krätze angesteckt wurde. Der Arzt des Instituts reinigte ihr das Geblüt so lange, bis sie der Schwindsucht nahe kam. Wie ihr Elend aufs höchste gestiegen war, so vertraute sie sich einem vernünftigen Wundarzte an. Dieser stellte ihre Gesundheit durch eine zweckmäßige Diät, stärkende Arzney und äußerliche Mittel wieder her. Indessen ob dieser Mann gleich alles Mögliche leistete, so konnte er das doch nicht wieder gut machen, was der hochgelehrte Herr Docror verdorben hatte, denn die Frau hat zwar ihre Gesundheit vollkommen, aber ihr volles blühendes Ansehen nie wieder bekommen.

Wenn nun aber selbst der vernünftigere Nichtarzt siehet, daß der Medikus mit einer Krankheit, welche ein altes Weib für ein Paar Groschen heilt, so lange zu schaffen hat, daß der Kranke unter seiner Behandlung selbst noch viel elender wird, muß er da nicht das Zutrauen verlieren? —

Der Doctor spricht zwar aus der schneller Vertreibung der Krätze entstånden Låhmung der Glieder, und Blindheit, und Fallsucht, und Raserey, und andre schreckliche Uebel. — Allein diese Fabeln kann nur der glauben, der sich bloß in dem Zirkel herumtreibt, wo der gelehrte Herr Doctor auf seinem Dreyfuß sitzt, und mit einer Schaar beschrånkter Köpfe umgeben ist, welche seine Weissagungen in einem glåubigen Herzen bewahren. Ein Mann aber, der sich in allen Menschenclassen umgesehen, der kann jene Orakelsprůche bloß fůr das nehmen, was sie sind, nåhmlich fůr Fabeln. In der mittlern und geringern Classe der Bůrger haben gewiß von drey zwey die Krätze gehabt, und sie bloß durch åusserliche Mittel vertrieben. Wenn die Weissagung des Arztes nur halb gegrůndet wåre, so so můßten uns auf allen Heerstraßen Blinde, Lahme, und Rasende begegnen. Es ist aber nicht so, vielmehr findet man, daß die, welche sich bald von jenem Uebel befreyet haben, eine viel bessere Gesundheit genießen, als jene, welche lange Zeit damit behaftet waren. Muß es nun aber nicht dem vernůnftigen unbefangenen Zuschauer lächerlich scheinen, daß ein Mann, der sich Doctor der Medizin nennet, die Wahrheit, welche ihm vor der Nase liegt, nicht siehet, sondern sie måhselig in den Bůchern aufsucht, statt derselben Lůgen findet und diese als ewige Wahrheit debitirt? Muß er nicht den Schluß machen, daß ein solcher Mensch auch in

andern Sachen eben so blind seyn werde? Und welches Zutrauen kann er jetzt zu dem Doctor der Medizin haben? *) Denke einmahl weiter an die Wechselfieber, wie widersinnig diese von den Aerzten behandelt wurden, und zum Theil noch behandelt werden. **) Man sprach, es ist schädlich sie bald zu heben, der Körper

---

*) Meines Erachtens ist es, um sich zum guten Arzt zu bilden nicht hinreichend, bloß die Kranken zu beobachten, welche man gerade zu behandeln hat. Der rationelle Heilkünstler muß die ganze äussere Natur in Beziehung auf das Heilgeschäft beobachten. Er wird dann unzählige kleine anfänglich unbedeutend scheinende Bemerkungen machen, die ihm zu seiner Zeit bey Erforschung der Gesetze des kranken Organismus wieder zu statten kommen. Mancher, der uns im ziemlich stolzen Tone lehrt, wie wir eine Krankheit am zweckmäßigsten behandeln sollen, würde gewiß beschämt stille schweigen, wenn er sich weniger in den Büchern und mehr in der Welt umgesehen, wenn er beobachtet, wie die Natur eine Krankheit, die er allein am glücklichsten zu behandeln glaubt, ganz ohne Hülfe der Kunst heilt; wenn er gesehen, daß die Mortalität bey einer herrschenden Krankheit in den Menschenclassen, welche sich der Hülfe des Arztes selten, oder gar nicht bedienen, eben nicht größer, wohl gar noch geringer ist, als in jenen, unter welchen er seine Kunst mit so unglaublich glücklichem Erfolge exerzirt.

**) Thomas Willis war ehrlich genug folgendes Geständniß selbst abzulegen: Quod vero attinet ad curam medicamentis instituendam, solet illa iniri dupliciter: scilicet empirice et dogmatice, atque in hoc morbo (im Wechselfieber nähmlich) remedia empirica ab agyrtis, aut mulierculis petita pluris æstimantur, et non raro plus efficiunt, quam, quæ juxta exactam medendi methodum adhibentur.

muß zuerst gereiniget, die materielle Ursache des Fiebers gehoben werden. Nun reichte man Brech= und Purgirmittel: das Fieber wurde immer hartnäckiger, und der Patient immer schwächer. Endlich schritt man zu stärkenden Mitteln, aber in kleinen Gaben. Der Paroxismus erschien wieder, nach demselben klagte der Kranke über bittern Geschmack. — Halt! das sind noch Unreinigkeiten, die müssen erst ausgeleert werden: und der arme Mensch mußte wieder brechen und purgiren. So ging es mehrere Monate hindurch, und der Kranke verlor Muth und Kräfte. — Wenn nun ein solcher hört, daß sein Nachbar, oder sein Vetter oder sein Bruder durch Gentian=Wurzel, Chinarinde, spanischen Pfeffer mit Branntewein, oder durch die Sympathie schnell ist geheilt worden: kannst du es ihm verdenken, daß er den legitime Promotum verabscheidet, und es eben so macht, wie sein Nachbar oder sein Vetter? —

Ich mache dich ferner auf die Faulfieber und Nervenfieber aufmerksam. Wie seltsam wurden diese sonst behandelt! — Erst schwächte man den Kranken, um ihn zu reinigen; war er dann in die größte Schwäche versunken, so sollte eine Chinaabkochung mit etwas Serpenturia und ein Paar Gran Kampfer Wunder thun! Nicht selten kam der, welcher gar keine Arzeney gebrauchte, besser davon, als der, welcher sie in großen

Quantitäten verschluckte. *) Und wenn dieses auch nicht immer zu behaupten ist, so muß man doch zugeben, daß das Fieber bey jener widersinnigen Behandlung alle Stadien eben sowohl durchlief, als wäre gar kein Mittel angewandt. Kannst du es nun dem schichten Menschen verdenken, wenn er den Medecinä Doctor mit seinem gelehrten Geschwätz und seiner Amtsmiene für ganz überflüßig hält? — Doch ich würde dir lange Weile machen, wenn ich dir noch ausführlicher zeigen wollte, wie die Vernachläßigung des Studiums der Natur, und blinde Anhänglichkeit an theoretische Träumereyen anderer, die vom Staate approbirten Aerzte gebrandmarkt habe.

Wenn ich aber von der Anhänglichkeit an altmodische Meynungen rede; so bin ich doch weit davon entfernt zu glauben, daß blindes Nachbethen unsrer neuern Theorien bessere Früchte tragen werde. In einer Zeit-

---

*) Poterius sagt in seinem Buch über die Fieber: O felices rustici! et vos Orientales et Australes gentes beatæ! quæ ejusmodi artibus caretis, non cum larvato amico tanquam cum truculentissimo hoste, vos dimicare oportet, ut nos cives Europæos qui non solum aperto marte, cum communi hoste, morbo videlicet, decernendum habemus de pace, sed fucato amico vires nobis a natura concessas opponere, et ubi integris viribus tanto hosti resistere deceret, diversione quadam eas dividere necesse habemus: sic non unita sed dispersa virtute, coram sævissimo tyranno succumbere cogitur patiens.

schrift (ich erinnere mich nicht gerade in welcher) macht ein Rezensent die artige Bemerkung, daß unsre modernen erregenden Aerzte alles erklären könnten. Der Verlauf einer Krankheit mögte noch so sonderbar und unerwartet, die Wirkung der Mittel noch so zweckwidrig und unberechnet seyn, das brächte sie nicht aus der Fassung. Sie blieben dreist am Erklären, und bewiesen nach ihrer Theorie, daß nothwendig sich alles hätte so zutragen müssen, wie es sich wirklich zutrug, und daß die Krankheit auf keine bessere und schnellere Weise habe können geheilt werden. Wenn man so einmahl von dem Satze ausgehet, daß die medizinische Theorie eine unbezweifelte Wahrheit sey, und in diese Form alles, auch das Widersprechendste hineinzwängt, so ist es aus mit der Vervollkommnung der Heilkunde; zum wenigsten kann man dann in dieser Hinsicht von den Medikastern, die bloß ihrem gesunden Menschenverstande und ihren fünf Sinnen folgen, mehr erwarten, als von den approbirten Aerzten; diese werden nie bey der Menge Glauben erhalten, und es nie dahin bringen, daß jene ihn verlieren.

Doch nicht bloß Anhänglichkeit an Theorien und Meynungen anderer befördert die Medikasterey, sondern auch die blinde Anwendung der von andern Aerzten empfohlnen Arzneysubstanzen ohne Rücksicht auf die Körper und den Himmelsstrich. Es ist wohl ausgemacht,

daß man in manchen Ländern mit kleinen Gaben das ausrichtet, was man in andern nur mit großen erzwingen kann. Wer ohne eigenes Urtheil die gedruckten Vorschriften anderer befolgt, der wird nie sicher heilen, und ihm der Quacksilber nicht selten den Vorzug abgewinnen. Manche Aerzte sind wirklich so blind, daß sie die schätzbarsten Mittel als unnütz auf die Seite werfen. — Warum? — Sie haben den Körper ihres Himmelsstriches nicht studirt. Hätten sie das gethan, so würden sie wissen, daß sie mit denselben Mitteln, welche ihnen jetzt gefährlich oder unwirksam scheinen, sehr viel ausrichten könnten, wenn sie nur die Gaben vermehrten oder verminderten. Aber es würde ihnen ein Verbrechen scheinen, einige Gran mehr von einer Arzeney zu reichen, als der Mann, der sie empfohlen hat. Lieber spielen sie Blindekuh, und tappen im Finstern von einem Mittel zum anderm. Was hilft nun aber alles gelehrte und wirklich vernünftige Raisonnement ohne Kenntniß der Körper, mit denen man es zu thun hat, und ohne eine richtige auf jene Kenntniß gegründete Bestimmung der Arzeneygaben? *)

---

*) Herr Hufeland bemerkt in einer Stelle seines Journals, daß ich die Arzeneymittel in ungewöhnlich starken Gaben anwende, als ein billiger Mann, erinnert er bey der Gelegenheit an die starken Gaben, welche Boerhave reichte. Damit aber niemand jetzt und in Zukunft denken möge, als sey ich allein aus angeborner Dreistigkeit so freygebig: so sey es mir erlaubt das Urtheil eines sehr schätzbaren Schriftstellers

Die wirkliche Unwissenheit mancher Aerzte ist endlich auch eine nicht unwichtige Veranlassung der Pfuscherey. Ein solcher Mann hat auf Akademien nothdürftig so viel gelernt, um von mitleidigen Examinatoren geprüft, mittelmäßig bestehen zu können. Sein ganzes Wissen bestehet darin, daß er die von seinen Lehrern ihm diktirten Symptome der Krankheiten kennt, und die angerathenen Mittel verschreiben kann. Trifft es sich nun, daß der herrschende Charakter der Krankheiten von der Art ist, daß seine Rezepte passen, so gehet es gut. Er erlangt den Ruf eines geschickten Arztes, und nimmt eine rechte Amtsmiene an. Verändert einmahl die epidemische Constitution, passen seine Rezepte nicht mehr, sterben ihm die Kranken zu Dutzenden, so rührt ihn das wenig, denn er ist einmahl in Credit. Dreist behauptet er sein Ansehen, und weis-

---

anzuführen, welcher nur 3 ½ Meile von meinem Wohnorte die Heilkunde ausübte. Es sagt nähmlich J. H. Degner 2c. in seiner *Hist. Med. de Dysenteria bilioso contagiosa quæ MDDCCXXXVI Neomagi et in vicinis pagis epidemice grassata fuit;* Hac occasione etiam ratione climatis nostri monere debeo, doses medicamentorum apud nostræ regionis incolas plerumque paululum posse augeri nec ab eorum aucta dosi adeo facile nocivum effectum deprehendi. Constitutiones enim corporum et naturæ nostrarum plagarum non sunt adeo sensibiles, quam quidam medici de suarum terrarum incolis memoriæ prodiderunt, ad quam rem, ubi in praxi clinica non rite attenditur, optimos medici conatus frustraneos fuisse plus semel experientia didici.

sagt allen denen Tod und Verderben, welche anders behandelt werden, als er es für gut findet. Wer glaubt dem Narren? — Gewiß nicht der schlichte unbefangene Mensch. Der siehet auf den Erfolg der Heilart, lacht über alle Orakelsprüche, und wendet sich, wenn er krank wird, lieber an einen Afterarzt, von dem er weiß, daß er glücklicher heilt, als an den promovirten Ignoranten. — Wahrlich, Freund! ein einziger unwissender Arzt kann, wenn er sich einmahl in Credit gesetzt (sey es auf welche Art es wolle) der rationellen Heilkunde in manchen Gegenden auf ein halbes Jahrhundert und länger alle Achtung der Menge rauben. Trifft es sich nun aber vollends, daß bey gefährlichen epidemischen Krankheiten die Polizey einen solchen Narren um sein Gutachten fragt, seinen medizinischen Rathschlag drucken, und den gedruckten Wisch, von dem man nicht rathen kann, ob er zum Nutzen der Todengräber oder der Kranken gereichen soll, allenthalben vertheilen und öffentlich anschlagen läßt: da muß nothwendig die Heilkunde alles Ansehen beym Volke verlieren, und die Medikasterey kühn ihr Haupt erheben.

Denkst du aber wohl, daß alle Interdikte gegen Afterärzte unter diesen Umständen der vom Staate approbirten Heilkunde ihr Ansehen bey der Menge erhalten werde? Wahrlich, wenn jene Verordnungen nicht gewisse Zauberformeln enthalten, welche den gesunden

Menschenverstand des Volks umnebeln, so wird in alle Ewigkeit das nicht dadurch erreicht, was dadurch erreicht werden soll.

Zehnter Brief.

Laß uns jetzt weiter in Erforschung der Ursachen der Medikasterey gehen. Eine nicht unwichtige ist, meines Erachtens, der Neid der Aerzte. Aus dieser Quelle fließen unzählige Uebel zum größten Nachtheil der Heilkunde. Sie wird dadurch in den Augen der Menge lächerlich und verächtlich gemacht, und ist sie das einmahl, so hat die Aftermedizin offnes Feld genug gewonnen. Der neidische Arzt bedient sich aller möglichen unerlaubten Mittel, um sich das Zutrauen des Publikums zu erwerben, und das erworbene zu behalten. In den Häusern, wo er einmahl accreditirt ist, macht er es sich zum Geschäft alle Amtsbrüder des Orts, und nebenbey auch die benachbarten verdächtig zu machen. Ist ein College noch jung und wenig bekannt, so zuckt er mitleidig die Achseln, und gibt ihn für einen Ignoranten aus. Ist es aber ein Mann, den das Publikum bald als einen offenen Kopf kennen lernt, so sucht er ihn auf eine andere Weise verdächtig zu machen: er denkt mehr an das Kartenspiel, als an die Kranken, er ist ein Nachtsschwärmer, ein Hurer, ein Trunkenbold u. s.

w. Wird der neidische Mann als zweyter Arzt zum Kranken gerufen, so wirft er die verordneten Arzneyen zum Fenster hinaus: wäre ich eher gerufen, spricht er, so würde ich den Patienten gewiß erhalten haben, jetzt kann ich nicht dafür stehen, ich werde aber mein Beßtes thun. Selbst an entlegenen Orten, wo man einmahl seinen Rath verlangt, sucht er den dortigen Amtsbrüdern das Zutrauen des Publikums zu untergraben.

Wirst du als zweyter Arzt bey einem Kranken ihm zugesellet, so ist es ihm gewiß lieb, wenn der Kranke stirbt, zum wenigsten wird er sich keine Mühe geben, es zu hindern. Hat der Patient aber ein gar zu zähes Leben, dankt er dir wirklich seine Genesung, so muß unser Neidhard freylich eine andere Miene annehmen. Er lobt dich, er preiset deine Geschicklichkeit. Aber freue dich nicht zu sehr über das Lob, ehrlicher Mann! er lobt dich wahrlich bloß, um desto ruhiger eine Gelegenheit abzupassen, dich aus dem Hause zu entfernen. — Ist der Herr etwas eifersüchtig, so wird er ihm nicht undeutlich zu verstehen geben, daß du sein Weib hättest nothzüchtigen wollen. Schätzt Madam dich vorzüglich, und er glaubt sie etwas eitel, je nun so lobt er dich als einen Gesellschafter und witzigen Kopf. Unmöglich, sagt er, sey es dich ohne Lachen anzuhören, wenn sich deine Laune über manche Weiber ergösse, denen du vielleicht noch kurz vorher die größten Schmeicheleyen ge-

sagt. Eine zweydeutig lächelnde Miene dienet als Gedankenstrich. —

Doch das sind nur kleine Teufeleyen, darüber kann man, ist man nicht eben gar zu verstimmten Geistes, noch allenfalls lachen. Aber wenn ein Arzt den andern als Mörder ausschreyet, da mögte man die Geduld verlieren. Daß dieses hin und wieder im Stillen geschiehet, ist so gewöhnlich, daß ein vernünftiger Mensch kaum darauf achtet: aber, daß es öffentlich geschiehet, das ist etwas Unerhörtes. Noch vor kurzem hat sich eine solche Begebenheit im preußischen Gebiethe in der Stadt W. ereignet. Ein gewisser Doctor M. wird des Nachts aufgefordert, einer der Niederkunft nahen Frau gegen einen heftigen Blutfluß etwas zu verordnen: er thut es auch, und legt sich wieder schlafen. Bald darauf, wie der Blutfluß nicht nachläßt, verlangt man die Hülfe des Doctors B., der sich mit Geburtshülfe beschäfftigt. Dieser kommt (früh oder spät, das weiß ich nicht, darüber sind sich die Herren selbst nicht einig) findet die Frau todt, und viele Verwandten und Freunde im Hause versammelt. Er macht also bald einen gräulichen Lerm im Hause, und beschuldiget seinen Collegen M., daß er die Frau umgebracht, nennet ihn mehrmahls einen privilegirten Mörder, und gebehrdet sich so, daß die Anwesenden ihn selbst bitten müssen, sich zu beruhigen. Endlich ergreift er die von Herrn M.

verordneten Arzneyen, und geht zum Hause hinaus. Die Geschichte wird zum Stadtgespräch, sie gehet von Mund zu Munde. Herr M. fühlt sich beleidigt, und Herr B., der vielleicht selbst einsiehet, daß er sich nicht so betragen, wie es einem gesetzten Manne geziemet, begehet die Thorheit, sich in der politischen Zeitung wegen seiner Aeußerungen zu entschuldigen. Diese Entschuldigung war nun aber vielleicht mit, vielleicht ohne den Willen des Verfassers so ausgefallen, daß Herr M. aufs neue beleidiget wurde, und wäre auch das nicht der Fall gewesen, so wurde doch diese Sache, welche vielleicht in drey oder vier Wochen in Vergessenheit gerathen wäre, im ganzen Lande bekannt. — Herr M. sucht sich zu rächen, und componirt eine Antwort auf des Herrn M. Entschuldigung, worin er ihm theils Unwahrheit, theils Nachläßigkeit in Besorgung der Patienten vorwirft. Nun ergreift Herr B. wieder die Feder, und vertheidigt sich aus allen Kräften; und so bekamen wir jeden Posttag etwas Neues zu lesen. Herr M. hat den Herrn B. endlich verklagt, es sind Zeugen abgehört, und vom Obercollegio medico erwartet man die Entscheidung, welcher von Beyden in medizinischer Hinsicht Recht habe.

Nun stelle dir einmahl vor, wie anstößig dergleichen Auftritte dem großen Haufen seyn müssen! Was soll er denken, wenn H y g e e n s Priester sich wie Straßen-

buben herumzanken, und sich für Mörder ausschreyen? Wirklich es sind nicht selten die Aerzte selbst, welche durch ihr abgeschmacktes Betragen die Heilkunde lächerlich machen. Gehe einmahl in eine mittelmäßige Stadt, wo mehrere Aerzte praktiziren, und sich unter einander beneiden, (denn beydes ist gleichbedeutend, Ausnahmen sind selten). Sprich mit jedem insbesondere über seine Amtsbrüder, und schreibe dir das auf, was er sagt. Gehe darauf durch die Häuser, wo jene Aerzte accreditirt sind, und wo der Herr gewöhnlich das Echo seines Hausmedici ist. Schreibe auch auf, was dir jeder über die Aerzte sagt, welche gerade nicht das Glück haben, ihm in seinen Körperschwachheiten beyzustehen. Lies am Abend den Zettel, und ich setze mein Leben zum Pfande, du wirst bekennen müssen, daß in dem Orte, den du durchwandert, Ignoranten, Hurer, Ehebrecher, Spieler, Trunkenbolde und Mörder Aerzte sind. — Der Landmann mit schlichtem Menschenverstande, was soll aber der, wenn er die Stadt besucht, von solchen Gesprächen denken? Freund! wendet er sich an den ersten besten Quacksalber, so tadle ich ihn nicht; denn dem Elendesten derselben wird nicht halb so viel Böses nachgesagt, als dem geschicktesten approbirten Arzte. Hätten sich die Aerzte von jeher nicht beneidet, oder diesen Neid nicht laut werden lassen, hätte einer von dem andern mit Achtung im Publiko gesprochen, so würde die ganze Heilkunde dadurch auch mehr Achtung beym Volke haben.

Und warum beneiden sich denn die Aerzte? — Um das Zutrauen des Publikums. — Das ist ein leeres Wort; laß uns die Sache, die es bezeichnet, näher betrachten. Es mag angenehm seyn, von einem großen Theil Menschen für einen geschickten Arzt gehalten, und vom gebildeten Mann geschätzt zu werden; es mag lieblich seyn, von einer schönen Dame, die man vielleicht einmahl vom Schnupfen oder Husten befreyet, vergöttert zu werden, an ihrer Seite zu sitzen, und die Freyheit zu haben, sie zu bewundern. Es mag angenehm seyn, wenn man dich in jedem Zirkel willkommen heißt, und deine Weisheit bewundert. Aber wir leben nicht immer in fröhlichen Zirkeln, sitzen nicht immer an der Seite einer schönen Dame, die uns lobt, wir haben es nicht immer mit dem Schnupfen zu thun.

Ein Heer unheilbarer Krankheiten und mit ihnen der Tod belagern das Menschengeschlecht, und fordern ihre gewisse Beute. E. Young sagt: „Jeder Augenblick „eifert der ungeheuren Sense der Zeit nach, deren weiter Hieb Königreiche von der Wurzel wegreißt, jeder „Augenblick schwingt sein Gewehr in den engen Sphären süßer häuslicher Freuden, und hauet die schönsten „Blüthen irrdischer Seligkeit nieder.“ Der beliebteste und beneidetste Arzt wird gewiß mit allen seinen Künsten dieses endliche Schicksal der Menschheit nicht abwenden; ja, je mehr man ihn sucht, um so öfterer wird er dem Tode seine gewisse Opfer zuführen.

Die

Die Griechen stellten den Tod unter der Gestalt eines Genius vor, der eine umgekehrte Fackel in seiner Hand hält, die Christen als ein Gerippe mit der Sense und dem Stundenglase. Beyde Bilder haben etwas Wahres. Dem von langwieriger Krankheit Gemarteten mag er als ein freundlicher Genius erscheinen; aber denen, welchen er ihre Liebe raubt, erscheint er gewiß als ein gräßliches Gespenst. — Welche schreckliche nicht zu vermeidende Scenen warten auf den glücklichsten Arzt. Der Mann, mit dem dir in vertrautem Gespräche manche Stunde floh verflog, der dich als den glücklichsten Heilkünstler schätzte, der sich fast sicher vor den Stürmen des Schicksals unter dem Schutze deiner Kunst glaubt: dieser Mann sitzt dort im stummen Schmerz verloren am Bette seines sterbenden Weibes. Laß dich doch jetzt von ihm als den vortrefflichsten Arzt rühmen, erzähle ihm, wie glücklich du die gefährlichsten Krankheiten besiegt, wie du die Medizin mit neuen Erfindungen bereichern willst: aber — er hört dich nicht.

Warst du je Zeuge, wenn das junge feurige Weib seinen Gatten verlor? Noch spricht er einige unverständliche Worte, sein Gesicht entstellt sich, und der letzte Kampf zwischen Seyn und Nichtseyn beginnt. — Führe die Frau in ein anderes Gemach, Freund! der Anblick mögte ihr schaden. Setze dich zu ihr, und tröste sie. Biethe deine ganze Philosophie auf sie zu beruhigen, sie

gefaßt auf den letzten entscheidenden Schlag zu machen. — Aber hör, da schallt das Röcheln des Sterbenden durch die verschlossene Thür! — Laut schreyet sie auf, und fliegt zu der Thür, in ihrem Blicke Verzweiflung. Mitleidig hältst du sie auf, krampfhaft entwindet sie sich deinen Händen, und sinkt erschöpft zurück. O! wie arm an Trost stehest du da, mögtest ihr gern etwas sagen, und vermagst es nicht. Ihr blasses Gesicht, ihr thränenvolles gegen Himmel gerichtetes Auge, raubt dir Entschlossenen allen Muth. Schon ist die Mitternacht vergangen, dunkel brennt die Kerze mit langem verkohlten Dochte, draussen krähet schon von Zeit zu Zeit ein Hahn dem kommenden Morgen entgegen, und noch herrscht öde, Unglück weissagende Stille im Gemache. — Siehe, endlich öffnet sich die Thür, und der Priester tritt hinein, und die Thräne in seinem Auge, und sein mitleidiger Händedruck sagt der Unglücklichen, daß ihr Gatte vollendet habe. — Ohnmächtig sinkt sie in deine Arme. — Laß sie nur schlafen, Freund! diesen Todesschlaf, spare, um des Himmels willen, deine Künste sie zu erwecken. Früh genug wird sie erwachen, ihren Gatten suchen, und ihn nicht finden, wähnen einen schrecklichen Traum geträumt zu haben, und die Wirklichkeit wird in einem gräßlichen Gespenst vor ihr stehen, und sie vernichten. Nicht die Tröstungen der Religion, nicht des Priesters herzlicher Zuspruch werden ihr ihre Ruhe wieder geben: verwelkt ist die schönste Blüthe

ihrer Seligkeit, und wird sich nie wieder entfalten. — Kannst du es begreifen, Carl, wie sich Menschen um den Anblick solcher Scenen beneiden können? Oder denken sie vielleicht nicht daran, daß dieser Anblick nothwendig mit dem Nahmen eines glücklichen und gesuchten Arztes verbunden ist? Oder sind ihnen vielleicht solche Auftritte das, was uns die Vorstellung des verlornen Sohnes, des Vatermörders auf dem Marionettentheater? *)

Wenn einst jene Zeit in der Medizin wiederkehrt, wo Hygeens Priester mit den Musen liebäugeln oder sie nothzüchtigen, und warum sollte diese Zeit nicht wiederkehren, haben wir doch einen modernen Paracelsum, könnten wir nicht bald einen Haller, Triller und Werlhof haben? Wenn einst, sage ich, jene Zeit wiederkehrt, dann wünschte ich, daß sich einer dieser dichtenden Aerzte der unmündigen Jugend annehme, und ihr jene rührenden Scenen, welche der Arzt nicht bloß anschauen, sondern bey denen er nicht selten selbst eine traurige Rolle übernehmen muß, mit dem lebhaf-

---

*) So eben erhalte ich ein Heft des westphälischen Anzeigers mit der neuen preußischen Medizinaltaxe, und sehe daraus, daß der Arzt für einen Besuch beym Kranken zwölf Groschen berechnen kann: dadurch gewinnt freylich die Sache ein anderes Ansehen.

testen Colorit der Wahrheit ausmahlte. Vielleicht würde mancher, der da dreist sagt: ich will die Medizin studieren, sein Wort zurücknehmen. *)

Eilfter Brief.

Waffne dich mit Geduld, Freund! heute muß ich mit dir von dem Geitze der Aerzte, als einer Ursache der Medikasterey, reden. Ich werde mich zwar kurz fassen; allein das Thema an sich ist so ekelhaft, daß es mir selbst viel Ueberwindung kostet, es abzuhandeln, daher

*) Wenn Wichmann die traurigen und unbehaglichen Situationen, in die der praktische Arzt oft versetzt wird, zwar mit Wenig Worten, aber treffend geschildert hat, so sagt er: „Nach solchen überstandenen angstvollen Tagen, nach „solchen den Geist niederdrückenden und ermüdenden Geschäf„ten wird es Pflicht gegen uns selbst, uns auszuruhen, zu er„hohlen, und durch unschuldige Zerstreuung die traurigen Bil„der zuweilen aus unsrer Seele zu verscheuchen.“ — Darin hat Wichmann schon Recht, allein ich zweifle, ob es viel Aerzte geben mag, welche sich auf die ihm vorgeschlagene Weise zerstreuen können. Witzige Einfälle, lustige Anekdoten sind gut für den frohen harmlosen Menschen, wenn er von gleichgültigen Geschäften ausruht, aber in solchen Situationen, von denen Wichmann redet, mögten ernsthafte Geschäfte, bey denen der ganze Kopf in Thätigkeit gesetzt worden, wohl wirksamere Arzeney seyn; nie müssen es ähnliche Geschäfte seyn, als die, welche uns schon bereits verstimmt haben, sondern entgegengesetzte. —

mag vielleicht das, was ich sagen werde, etwas langweilig ausfallen.

Der Geitz der Aerzte äußert sich auf zweyerley Weise. Einmahl dadurch, daß sie sich ihre Bemühungen zu hoch bezahlen lassen, ohne auf die Vermögensumstände der Menschen Rücksicht zu nehmen, und zweytens dadurch, daß sie sich selbige zu gering bezahlen lassen. Diese Behauptung wird dir paradox scheinen; sie ist aber nichts destoweniger gegründet.

Vielleicht in allen polizirten Staaten hat man eine Medizinaltaxe. Wer sich nach derselben seine Bemühungen bezahlen läßt, den kann man eben nicht beschuldigen, daß er gesetzwidrig verfahre; aber er kann doch zuweilen bey dem allen sehr unbillig handeln. Ich sehe die Taxe bloß als einen nothwendigen Damm an, den der Staat dem Geitze der Aerzte und der Kranken entgegengesetzt hat, aber nicht als einen Maaßstab, nach welchem der Arzt seine Forderungen bestimmt abmessen soll. Wären sowohl Aerzte als Kranken immer billige Leute, so würde eine Taxe sehr überflüssig seyn.

Es ist wohl unmöglich eine Medizinaltaxe nach dem Maaßstabe der Billigkeit zu verfertigen. Man rechnet nach Besuchen und Verordnungen, das ist im Grunde lächerlich; denn der Arzt ist ja kein Bothe, der sich fürs

kaufen bezahlen lassen kann. Indessen alle denkbaren Arten einer Taxe würden mit noch unendlich mehr Schwierigkeiten verbunden seyn, darum müssen wir diese schon dulden.

Die vorzüglichste Unvollkommenheit, welche diese hat, ist doppelt: einmahl behält der Geitz der Aerzte, und dann der Geitz der Kranken freyes Spiel. Wie manche wichtige Uebel gibt es, welche man nicht eben durch häufiges Besuchen, sondern durch eine richtige Ansicht der Sache bald heben kann, oder wo doch zum wenigsten das fernere Untersuchen und Verordnen ganz überflüssig seyn würde. Hier kann ich dem Kranken einen sehr wichtigen Dienst leisten, und wenn er mich nach der Taxe bezahlt; so habe ich einige Groschen gewonnen. Dieses ist aber gar kein Verhältniß. Man könnte zwar der Unvollkommenheit der Taxe in individuellen Fällen dadurch abhelfen, daß man bey solchen Uebeln mit dem Kranken, besonders über eine im Falle der Genesung zu entrichtende Summe contrahirte? Allein dieses würde auch große Unbequemlichkeit haben, und bey äussern Schäden zwar, aber nicht bey innern Krankheiten Statt finden. Denn da bey letzteren das eigene Gefühl des Kranken die vollkommene Genesung nicht selten allein bestimmen kann; so würde mancher Niederträchtige die vollkommene Genesung läugnen, oder andere Ausflüchte suchen, um der Bezahlung überho-

ben zu seyn. Also läßt die Taxe dem geitzigen Kranken vollkommene Freyheit den Arzt schlecht zu bezahlen. Noch viel freyeren Spielraum hat aber der geitzige Arzt.

Wie viel chronische unheilbare Krankheiten gibt es nicht, wo die Besuche des Arztes ganz nutzlos sind? Wenn nun ein solcher den Patienten zwey, drey oder viermahl des Tages besucht, mit wichtiger Miene etwas verordnet, und so sieben, acht bis neun Monate fortfährt; so kann er freylich eine große Rechnung machen. Ich weiß einen Fall, wo ein solcher Doctor medicinæ einem Schwindsüchtigen alle Augenblick ins Haus lief, die Rolle des Hausfreundes spielte, und deßhalb immer willkommen war. Am Ende, wie aber der Kranke starb, mußte die Wittwe die Hausfreundschaft theuer bezahlen. Er hatte, glaube ich, jeden Schritt gezählt und angeschrieben, und schickte eine aus mehrern Bogen bestehende spezifizirte Rechnung ad modum der Krämer, deren Summe über 220 Reichsthaler betrug. Die Frau mußte ungefähr den sechsten Theil ihrer Revenüen dem Arzte bezahlen. Doch ich wollte noch schweigen, wenn der Geitz der Aerzte sich bloß da äusserte, wo wirklich Vermögen ist. Allein, daß man sich von ärmern Handwerkern und Dienstbothen bezahlen läßt, daß ein Arzt unglücklichen Ausgewanderten, welche mit den armseligen Ueberbleibseln

ihres vorigen Reichthums kümmerlich ihr Leben fristen, ihr letztes Geld abnimmt: das empört mich. Muß nicht dadurch nothwendig die Pfuscherey in der Medizin befördert werden? Der ärmere Handwerker z. B. verdient Geld, so lange er gesund ist, ist er aber krank, so liegt sein Gewerbe. Hat er etwas weniges erspart, so gehet dieses bald für Arzeney und sonstige mit einer Krankheit verbundene Unkosten drauf. Soll er nun noch obendrein die Bemühungen des Arztes theuer bezahlen; so muß er Schulden machen. Die besten Leute dieser Art sind gewöhnlich sehr ehrgeitzig; sie bezahlen die Rechnung; allein, weil sie das auf lange Zeit drückt, so scheuen sie ein anderesmahl sich wieder an den Arzt zu wenden, und gehen lieber zum Quacksalber.

Venerische Krankheiten sind dem geitzigen Arzte eine ergiebige Geldquelle, besonders, wenn er es mit Leuten zu thun hat, die ihr Uebel der Verhältniße wegen, worin sie leben, geheim halten müssen.

Vor einigen Jahren kam ein Mann von sehr mittelmäßigen Vermögensumständen, aus einer entfernten Gegend zu mir. Er war verheirathet und hatte Kinder. Sein Geschäft führt ihn eines Tages in eine lustige Gesellschaft, es wird stark getrunken, und berauscht geht man zum Freudenmädchen. Der Wein und das

böse Beyspiel bringen ihn dahin, eine Dirne zu umarmen. Am andern Tage, wie der Rausch verflogen ist, ärgert er sich über das, was er gethan, allein es war mit dem Aerger nicht genug. Bald zeigten sich die übeln Folgen jener Umarmung. Er, der nie eine ähnKrankheit gehabt, hält die vorhandenen Symptome, weil sie sich etwas spät eingestellt, nicht für Folgen jener Ausschweifung. Das wird, denkt er, schon von selbst heilen, wie allenfals ein Schnitt am Finger.

Er steckt sein Weib an, das klagt auch über allerley Elend. Nun schöpft er Verdacht, wendet sich an einen Arzt, beichtet ihm seine Sünde, bittet um Hülfe, und vorzüglich um strenge Verschwiegenheit; denn er fürchtet den Zorn seiner Ehefrau. Der Arzt, dem es nicht an Kenntnissen fehlen mag, verordnet ihm viele Arzeney, die Frau bleibt sich selbst überlassen, entweder weil der Arzt zu leichtsinnig war, oder kein savoir faire genug hatte, um das Uebel anders zu taufen. Der Mann, ob er gleich eine unbeschreibliche Menge Arzeney verschluckt hatte, blieb venerisch: endlich will er den Arzt bezahlen; der verlangt 30 Reichsthaler von ihm. Seine Geschäfte waren nicht von der Art, daß er diese Summe ohne Vorwissen seiner Frau ausgeben konnte; also gerieth er in keine geringe Verlegenheit, und mußte das Geld borgen. Die Apothekerrechnung belief sich fast noch einmahl so hoch. Unvermögend sol-

che Summen ferner aufzutreiben, wendet er sich an einen Afterarzt, der behandelt ihn lange Zeit, kann ihn aber auch nicht heilen; denn an seine Ehefrau dachte der auch nicht. Ein Vertrauter, dem er endlich sein Elend klagt, räth ihm sich an mich zu wenden. Ich kann dir versichern, daß ich nie einen Menschen in solcher Gemüthsstimmung gesehen habe. Dumpfe Melancholie und Verzweiflung beherrschten ihn abwechselnd. Er dauerte mich wirklich; allein, da ich wegen der Entfernung seines Wohnorts nicht im Stande war, die Sache so anzugreifen, wie sie es erforderte; so empfohl ich den unglücklichen Mann einem Amtsbruder, der mir wegen seiner Menschenliebe eben so schätzbar, als wegen seiner Kenntnisse ist, und von dem ich sicher wußte, daß er sich seine Verschwiegenheit nicht würde bezahlen lassen. Ist es aber nicht empörend, Carl! wenn sich ein Arzt des Unglückes anderer zu seinem Vortheile bedient, wenn er einen Menschen, der den Leichtsinn eines Augenblicks schon schwer genug gebüßt, noch um solche Summen prellt, die er nicht ohne Schulden zu machen, aufbringen kann! — Doch warum plage ich dich mit solchen Histörchen? Laß uns von gedruckten Sachen reden, wie es gelehrten Doctoren zukommt.

Herr Professor Weissenborn zu Erfurt beschuldigt öffentlich den Herrn Hofrath und Professor

Starcke zu Jena, daß er von den ärmsten Leuten hohe Bezahlung verlange, ja daß er selbst von ganz unvermögenden Speisewirthen Fleischbrühe für seinen medizinischen guten Rath hohlen ließe. Was soll man zu einer solchen in einer allgemein gelesenen Zeitschrift gedruckten Beschuldigung sagen? —

Vorhin bemerkte ich dir: der Geitz der Aerzte äussere sich auch dadurch, daß sie sich ihre Bemühungen von den Kranken zu schlecht bezahlen ließen. Dieses muß ich dir deutlich machen.

Mancher Medikus besitzt so viel eignes Vermögen, daß er wohl bloß davon leben könnte. Ist dieser nun geitzig, und hat er vielleicht Collegen, welche ihm an Kenntnissen überlegen, aber nicht so reich sind, sondern von der Praxi allein, oder doch größtentheils leben müssen, so rechnet der reiche Arzt auf den Geitz der Menschen, und setzt die Preise seiner Bemühungen so herunter, daß seine Amtsbrüder ihm dieses nicht nachahmen können ohne zu verhungern. Dadurch ziehet er in einer mittelmäßigen Stadt, wo dieses bald bekannt ist, den großen Haufen an sich. Dadurch, daß die Menge ihn sucht, bekommt er bey seinen oft armseligen Kenntnissen das Ansehen eines geschickten Mannes, und dieser Ruf verschafft ihm dann auch manchen Kranken, der ihn aus bloßer Knauserey gewiß nicht

würde gesucht haben. Wie wird aber die Medikasterey dadurch befördert? — Ein solcher Mann ist nicht unsterblich. Seine Nachfolger können ihm in seinen Forderungen nicht nachahmen, wenn sie nicht eben so reich sind, die Menschen sind verwöhnt, und schreyen jetzt bey den billigsten Forderungen, als ob man sie schinden wolle. Unter diesen Umständen bekommen die wohlfeilen Afterärzte freyes Spiel, und erheben kühn ihr Haupt.

Du mögtest aber sagen: wenn ein reicher Arzt seine Bemühungen gering anschlägt, so kann er dieses eben so wohl aus Menschenliebe und Freygebigkeit, als aus Geitz thun. Ich antworte dir aber, dieses ist eine verkehrte Menschenliebe eine verkehrte Freygebigkeit. Es wäre besser er machte bloß bey Armen und Unvermögenden Gebrauch von diesen guten Eigenschaften, ließe sich von den Reichen ordentlich bezahlen, und gäbe das Geld, wäre es ihm gar zu hinderlich, den Armen in den Kauf. Dann würde ich ihn für einen Menschenfreund und vernünftigen Mann halten. So kann ich ihn aber nur als einen Störer der Ordnung ansehen, der bey seinem Leben den Amtsbrüdern und nach seinem Tode dem Orte, worin er gewirkt, dadurch, daß er die Pfuscherey in der Medizin befördert, großen Schaden zufügt. Doch ist wohl gemeiniglich die Ursache eines solchen Betragens nicht Menschenliebe, sondern Geitz. Die Menge der Kranken muß dem Filze

das wieder ersetzen, was er bey jedem einzelnen einbüßt: so verkauft auch der Jude wohlfeil, bloß damit er sein Geld öfterer umschlage, und auf die Weise größeren Vortheil mache, als andre ehrliche Leute.

Wenn du Gelegenheit hast, einen solchen Arzt unbemerkt zu beobachten (es gehört aber Zeit dazu) so wirst du finden, daß sein Betragen sehr sonderbar ist. Er fordert zuweilen von reichen Leuten für seine Bemühungen eine solche Kleinigkeit, daß ein ehrlicher Mann darüber erröthen würde. Warum thut er das? — Er mögte gern in dem Hause Arzt seyn, der Bewohner desselben hat weitläuftige und angesehene Familie, er wird ihn empfehlen, und sein Schaden wieder ersetzt werden. Hat er es hingegen mit einem Menschen von mittelmäßigen Vermögensumständen zu thun, der nicht Glied einer angesehenen und reichen Familie ist; so wird er diesen doppelt so viel zahlen lassen, als den Reichen. Ist er Arzt eines Menschen, der wirklich unvermögend ist, aber in bedeutenden Familienverhältnissen stehet; so wird er ihn mit vorzüglicher Aufmerksamkeit bedienen, und gar nichts von ihm nehmen, man wird seine edle Uneigennützigkeit rühmen. Verlangt hingegen ein Unvermögender, der keine reiche und angesehene Familie hat, ein wirklicher Armer, seine Hülfe, auf dessen Lob oder Tadel niemand achtet: so hat er bey Tage zu viele Geschäfte, um ihm zu helfen,

und des Nachts liegt er im Schweiße, er darf nicht aufstehen. Dieses Betragen würde ganz inconsequent seyn, wenn eine natürliche Gutmüthigkeit die Ursache desselben wäre: da aber niederträchtiger Geitz zum Grunde liegt, so ist es gewiß daraus consequent.

Wärest du nicht selbst Arzt, und hättest dich schon über ein Decennium im bürgerlichen Leben umgesehen; so würde ich dir noch wohl den Einwurf beantworten müssen: ob es auch möglich sey, daß ein vernünftiger und wohlhabender Mann bloß deßhalb einen Arzt vorziehen könne, weil er wohlfeiler ist, als andre. Jetzt wird es aber überflüßig seyn darüber ein Wort zu verlieren, da du gewiß schon selbst die Erfahrung wirst gemacht haben.

Meine Weise ist es, daß ich öfterer über die Verkehrtheiten der Menschen lache, als weine; aber wenn ich solche Knausereyen merke, dann kann ich weder lachen noch weinen, sondern es überfällt mich ein unbeschreiblicher Ekel. Dergleichen Menschen müssen mir immer mehr bezahlen, als andre; denn ich kann sie bloß als Maschienen betrachten, welche ich wieder repariren muß, wenn sie in Unordnung gekommen sind, und die mir einen Beytrag zu meiner Casse liefern. Hatte ich je mit solchen Geschöpfen einen nähern Umgang, als jene Reparaturen nothwendig erforderten;

so geschahe es bloß deßhalb, weil ich dafür halte, ein Arzt müsse allerley Arten Charactere kennen lernen. Ist das geschehen, so gehet man weg, wie man von einem Elephanten oder Rinoceros weggehet, wenn man sich satt gesehen.

Zwölfter Brief.

Der unnöthige Aufwand von Arzneymitteln, den sich nicht selten die Heilkünstler erlauben, ist gewiß eine bemerkenswerthe Ursache der Medikasterey. Es gibt Aerzte, welche sich so wenig um die Preise der Arzneysubstanzen bekümmern, daß sie nicht einmahl ungefähr bestimmen können, wie viel ein Rezept kosten werde. Daher kommt es, daß sie oft dem ärmern Bürger ohne Noth ungeheuer theure Mittel verschreiben. Andre thun dieses nicht aus Unachtsamkeit, sondern aus Leichtsinn. Sie brauchen es ja selbst nicht zu bezahlen, also schreiben sie, was ihnen zuerst in die Feder kommt.

Wieder andre verbinden aus übler Gewohnheit viele wohlfeile Mittel mit einander. Da kostet jedes Ingrediens nicht viel, aber das ganze Gemisch wird theuer.

Noch andre sind so unbeschreiblich gelehrt, oder haben ein so feines praktisches Gefühl, daß sie glauben,

jede Arzneysubstanz habe auch eine besondere Wirkung, und sey durch keine andre zu ersetzen. Verschreiben sie eine Purganz, so muß es eine Abkochung von Sennesblättern mit Tartarus tartarisatus oder Sal. seignette, Manna, einem destilirten Wasser, Syrup und ähnliche Sachen seyn. Hätten sie eine Dosis Jalappenpulver mit gemeinem Syrup in ein Glas schütten, und Wasser drauf pumpen lassen, so würde der Kranke einen wohlfeilern Trank gehabt haben, und gewiß eben so sicher dadurch purgirt seyn. Aber da demonstrirt dir der gelehrte Herr den großen Unterschied, der zwischen diesen beyden Tränken statt findet, und wenns drauf ankommt, beweiset er dir aus einer Materia medica, daß er Recht habe. Aber da steckt eben der Fehler, daß er alles aus Büchern beweisen will. Hätte er von jeher Verdacht gegen die Unfehlbarkeit andrer gehabt, und so mit unbefangenem Blicke die Wirkung der Mittel bey den Kranken selbst beobachtet, wäre er nebenbey nicht gar zu voreilig in seinem Urtheil gewesen, so würde er in manchen ja in gar vielen Fällen andrer Meynung seyn. Es gehört wohl wenig Scharfsinn dazu, um einzusehen, daß die Aerzte selbst durch das unvernünftige Verordnen sehr theurer Arzneymittel die Medikasterey befördern.

Die Leute sprechen: mit dem Doctor sollten wir nochwohl fertig werden, aber der Apotheker machts gar

zu arg. Sie sollten lieber sagen: der Doctor machts gar zu arg; denn von dem hängts doch allein ab, ob er theure oder wohlfeile Mittel verordnen will. Ja der Apotheker kann auf letztere mehr Procente schlagen, als auf erstere, ohne die Leute durch ungeheure Rechnungen zu erschrecken. Ein Arzt, der ohne Noth und Rücksicht kostbare Mittel verschreibt, ist selbst eine große Plage für den Apotheker. Leute, welche eine mäßige Rechnung schnell würden bezahlt haben, lassen eine große liegen, oder sie sind wohl gar nicht im Stande sie zu berichtigen. Die meisten der gewöhnlichen Menschen schreyen endlich noch den Apotheker, als einen Betrüger aus, das hat er dann in den Kauf. Das unnöthige Abwechseln mit den Arzeneyen, wo man, wenn eine Flasche kaum zur Hälfte verbraucht ist, wieder eine andre verschreibt, wohl zwey und dreymahl an einem Tage etwas neues, dieses vertheuert auch das Krankseyn. Voriges Jahr zeigte mir ein hiesiger Kaufmann, welcher auf der Reise die Ruhr in einem leichten Grade gehabt hatte, die ihm verordneten Rezepte, und die Apothekerrechnung. Wirst du es glauben, daß der ersten eine ganze Legion war, und letztere sich an 30 Reichsthaler belief? Der junge Arzt, der den Kaufmann geheilt, war, wie ich hörte, ein Brownianer, und mußte von seinen Amtsbrüdern des Glaubens wegen viel Verfolgung erleiden, welches selbst so weit gegangen, daß man seine Person auf dem Theater re-

presentirt. Die Rezepte waren wirklich zweckmäßig, ja selbst mehr als zweckmäßig, denn ihrer waren so viele und so viel überflüssige Dinge hineingemischt, daß auch selbst der billigste Apotheker keine geringe Rechnung hätte machen können. Wenn eine ganze Familie krank läge, und man wollte jeden so behandeln, so müßten die Leute gewiß schon ziemlich wohlhabend seyn, um nach beendigter Krankheit das Geld für den Apotheker herbey zu schaffen. Die meisten Medikaster bedienen sich wohlfeiler Mittel, und das ist Grund genug, warum ärmere Leute bey denselben Hülfe suchen. Jeder Mensch sehnt sich, wenn er krank ist, nach ärztlichem Beystand, aber die meisten suchen doch solchen, welchen sie bezahlen können, und das ist ihnen eben nicht zu verdenken. Mit Vergnügen erinnere ich mich noch einer Einrichtung, welche im Clinischen Institute zu Jena statt fand. Es war nähmlich in demselben eine Apotheke, wo in jeder Büchse die Preise des Medikaments bemerkt war. Dadurch wurden die jungen Leute in den Stand gesetzt sich diese so nöthige Kenntniß nach und nach zu erwerben, und konnten, wenn sie in die bürgerliche Praxis kamen, sich bey ihren Verordnungen nach den Vermögensumständen der Kranken richten.

Wenn ich aber sage, daß der Arzt, um die Medikasterey nicht zu veranlassen, sich bey Unvermögenden wohlfeiler Mittel bedienen müsse; so verstehe ich nicht

darunter, daß er bloß auf den Preis und nicht auf die Wirkung derselben sehen solle, wie jener Armenarzt, der allen fast ohne Ausnahme einen Trank aus Glaubersalz und Sauerhonig verschrieb. Ein solcher handelt gewissenlos, und verdient nicht den Nahmen eines redlichen Heilkünstlers. Es gibt aber viele wohlfeile Mittel, welche man den theuern mit gutem Gewissen selbst vorziehen kann, und ein Arzt, dem es Vergnügen macht, die Kranken ohne große Kosten zu heilen, der gesunden Menschenverstand besitzt, und sich nicht zu ängstlich an die Compendien der Arzneymittellehre bindet, der wird in wenig Jahren von dem Glauben zurückkommen, als ob man gerade mit theuern componirten nnd vielen Mitteln glücklich heilen könne; ja endlich wird ihm eine mit einer Legion Rezepten verbrämte Krankengeschichte eben so abgeschmackt vorkommen, als eine Geschichte aus Eulenspiegels Biographie.

Ich kann dir aber nicht verhehlen, mein Bester! daß nicht selten das Verhältniß des höchstnöthigen Aufwandes von Mitteln zu den beschränkten Vermögensumständen der ärmern Classe so ist, daß diese sich nicht an den approbirten Arzt wenden kann. Bey dem ärmern Handwerker z. B. der gerade kein Bettler ist, aber doch auch kein Geld vorräthig hat, und der, wenn sein Handwerk stille liegt, kaum nothdürftig sein Leben fristen kann, ist es fast unmöglich auch die nothwen-

digsten Mittel zu verordnen, ohne daß der Preis derselben das Vermögen des Kranken übersteige. Nimm an ein solcher Mensch läge am asthenischen Fieber, es wären anhaltend stärkende und excitirende Mittel nothwendig; könntest du z. B. etwas Wohlfeilers in der ganzen Offizin finden, als den Extract der Mimosa catechu und gewöhnlichen Brantwein? Wohlverstanden etwas wohlfeileres und eben so wirksames? Ich zum wenigsten kenne nichts anderes.

Nun sage mir aber, wo soll ein armer Handwerker 8 oder 10 Tage hintereinder täglich nur 5 Groschen hernehmen, wenn er nichts verdienen kann? Wir achten 5 Groschen für eine Kleinigkeit; aber der, welcher seinem Weibe und Kindern Brot dafür kaufen muß, dem sind sie schon etwas Wichtiges. Es ist in der That für den Arzt viel angenehmer einen wirklichen Bettler, dem die Armencasse die Arzeney bezahlt, zu behandeln, als manchen nicht bettelnden Handwerker. Dieser kann keinen Arzt zu Hülfe rufen, oder es muß ein solcher seyn, der bloß pro forma hingehet, und dem es gleichgültig ist, ob der Kranke lebt oder stirbt. Der Heilkünstler, dem es darum zu thun ist, seine Patienten bald und sicher wieder herzustellen, der also seiner Pflicht gemäß darauf halten muß, daß die verordneten Mittel vorschriftsmäßig angewendet werden, den kann er nicht gebrauchen. Was soll er nun anfangen? — Er geht

zum Apotheker, oder Feldscher, zum Scharfrichter oder Schinder, bekommt etwas Jalappenpulver oder Glaubersalz nnd laxirt darauf. Wills noch nicht besser werden, so fragt er einen andern Quacksalber um Rath, der gibt ihm ein Brechpulver, oder für ein Paar Groschen einen großen Pack Kräuter, davon kann er schon lange trinken.

Nun siehet jemand (vielleicht ein Menschenfreund, der sich sein Lebenlang wenig um die Menschen bekümmert) den kranken Handwerker im Bette liegen, oder gleich einem Gespenst mit dem Stocke in der Hand vor der Thür in der Sonne sitzen: es ist unerlaubt, spricht er, wie sich solche Menschen selbst vernachläßigen! Warum gehen sie nicht lieber zum ordentlichen Arzte; der unsere ist ein so rechtschaffener Mann, er verlangt nichts für seine Mühe von solchen Leuten, und doch laufen sie lieber zum Quacksalber. — Sie thäten wirklich besser, mein theurer Menschenfreund! wenn sie über den armen Mann nicht raisonnirten, und sich lieber zu ihrer Angebetheten auf den Sopha setzten, dort kann man besser der Menschenliebe Raum geben: oder bezahlen sie die Arzeneyen für den armen Handwerker, dann werden sie ihn nicht mehr zum Quacksalbrr gehen sehen. — Siehe, Carl, so ist der unnöthige und selbst der nöthige Aufwand von Mitteln eine Ursache der Medikasterey.

Jetzt müssen wir aber noch eine andre sehr wichtige betrachten, nähmlich die Nachläßigkeit der Aerzte in Besorgung der Armen. Gewöhnlich nehmen sich die jüngern in solchen Städten, wo mehrere praktiziren, derselben an. Es ist ihnen entweder etwas Neues und Angenehmes selbst Kranke zu behandeln, und bloß ihren eignen Einsichten zu folgen, oder sie glauben dadurch sich dem Publico als geschickte Heilkünstler zu zeigen, und das Zutrauen desselben zu gewinnen. Hat nun ein solcher junge Mann sich einmahl in Credit gesetzt, ist er Arzt reicher und vornehmer Leute, so ist ihm die Armenpraxis zu niederträchtig. Ich glaube es wohl, daß es angenehmer seyn mag, den Kranken in einem luftigen Zimmer zu untersuchen, als in einem elenden stinkenden Loche; allein wer einmahl Arzt ist, der sollte sich bemühen den Unterschied weniger zu fühlen.

Wenn die vom Staate approbirten Aerzte die Armen vernachläßigen, so sind diese genöthiget sich einem Pfuscher anzuvertrauen. Durch die Zeit bekömmt dieser den Ruf als Arzt, und nach und nach bedienen sich vermögende Leute seiner Hülfe. Wenn endlich die legitime Promoti Lerm schlagen, so ists zu spät. Behandelten sie alle Armen eben so gewissenhaft, als die Reichen, so würde der Medikaster keinen Punkt haben, wo er festen Fuß fassen könnte; denn die Reichen werden sich gewiß nicht zuerst an ihn wenden, die sind zu bange für ihr Leben.

Ich will dir aber nicht verhehlen, daß die Armenpraxis für den, der sie nicht aus Liebe zur Kunst sucht, oder sie aus Menschenliebe nicht von der Hand weiset, oder überhaupt für den, der vom Staate nicht dafür bezahlt wird, eine etwas unangenehme Sache sey. Ich bin in den ersten anderthalb Jahren meiner Praxis, da ich in diesem Lande weder Freunde, noch Verwandte, noch Bekannte hatte, also von unten auf dienen mußte ein wahrer Bettlerdoctor gewesen, und kenne also die Sache aus dem Grunde. Nach dem Winter 4 und 95, wo die Franzosen zuerst dieses Land eingenommen hatten, waren zu Cleve fast alle Armen krätzig. Das ist eine schöne Arbeit um die Krätze in solchen Hütten zu heilen, welche man eher für Schweineställe, als für Menschenwohnungen halten sollte. Viele Weiber und Mädchen der niedern Classe waren von den republikanischen Kriegern besiegt und verwundet: ebenfalls eine undankbare Arbeit, die zu curiren. Das angenehme Heilen fiel ganz dabey weg. Bloß durch die Salivation konnte ich reine Bahn machen. Ich brauchte das Quecksilber nicht bloß als Heilmittel, sondern zugleich als Mittel, wodurch ich die Kranken zur Enthaltsamkeit zwingen, und sie, wenn es mir gefiel, auch ohne Schloß und Riegel einsperren konnte. Auch die Petechialfieber lernte ich in den Hütten der Bettler kennen. Wirklich, Freund! wer nur einigermaßen furchtsam ist, dem würde ich nicht rathen, sich an dieses Geschäft zu wagen; denn man

kommt zuweilen in Fälle, wo einem nicht allein der abscheuliche Anblick Ekel verursacht, sondern wo auch in der That die größte Gefahr der Ansteckung vorhanden ist.

Noch lebhaft erinnere ich mich eines solchen Auftrittes, den ich in Cleve sahe. Ich wurde nähmlich zu einer Bettlerfamilie gerufen, und fand in einem elenden Loche alle Bewohner (es mogten ungefähr sechs oder sieben seyn) am Petechialfieber krank. Die Hütte war gerade so groß, daß die auf zermalmtem Stroh neben einander liegenden Kranken sie ganz einnahmen. Einige derselben hatten den Durchfall, und weil es an Nachtgeschirren fehlte, und sie auch von Natur eben nicht sauber waren, so lagen sie in ihrem eignen Miste. Ein Weib abortirte; dieses war am elendesten, und konnte kaum mehr verständlich reden, es lag ebenfalls auf dem gemeinschaftlichen Misthaufen. Ein kleines Fenster wurde ich zwar an dem Loche gewahr, es konnte aber nicht geöffnet werden, weil es eingemauert war. Uebrigens hatte die Hütte kaum mehr als Mannshöhe. So oft ich die Thür öffnete, schlug mir ein pestilenzialischer Qualm entgegen; aber ich glaube wirklich, wenn man auch diese Gruppe unter Gottes freyem Himmel gelegt hätte, so würde man doch an ihrer Seite noch übeln Geruch genug ausgestanden haben. Bey allen diesen ungünstigen Umständen wurde doch keine Leiche aus dem Hause getragen, als die des unreifen Kindes.

Mancher junge Arzt glaubte sich dadurch, daß er den Armen beystehet, beym Publico in Credit zu setzen, aber das ist ein grober Irrthum, zum wenigsten ist dieser Weg etwas sehr langweilig. *) Hat er keine andre Ursachen den Armen beyzustehen, so rathe ich ihm lieber zu Hause zu bleiben. Herr Kotzebue läßt in einem Schauspiele den Arzt sagen: „Drey blinde Bettler machte ich sehend, und niemand sprach von mir, „viele arme Kranken habe ich geheilt, und niemand erwähnte meiner. Endlich führte mich der Zufall in das „Haus einer Dame, deren Papagay das Podagra hatte. „Ich heilte ihn, und nun strömte die große Welt zu „mir."

Diese Wahrheit wird gewiß jeder Arzt, der sich als Fremdling an einem Orte niederläßt, bestätiget finden. Frage einmahl einen vornehmen Herrn oder Dame nach einem Arzt, von dem du gewiß weißt, daß er eine größere Anzahl Kranken behandelt, als vielleicht zwey andre, von dem du weißt, daß er glücklicher heilt als andre, frage einmahl den großen Herrn nach diesem Arzte, und ich stehe dir dafür, er wird ihn für einen

---

*) To be de favourite of a great man (or what is rather better, of a great woman) to be the tool or fool of a party with a splendid equipage, and no smal schure of assurance; these are qualifications, which finish the Doctor, sagt Huxham in seinem Essay on Fevers.

unbedeutenden, ungeschickten und nicht geachteten Menschen ausgeben. Warum? — Er hat eben nicht die Ehre gehabt des vornehmen Herrn vornehme Vettern und Basen, den Freyherrn Y und Grafen X zu behandeln, da muß er ja wohl ein unbedeutender Mensch seyn.

Ich würde jedem gebildeten und begüterten Manne rathen, von dieser Art zu urtheilen abzugehen, und die Praxis des jungen Arztes, dem man gesundes Urtheil und Kenntniß seines Faches nicht absprechen kann, etwas genauer zu beobachten, so würde er nicht selten finden, daß er ihm sein Leben und seine Gesundheit dreist anvertrauen könnte. Denn wer den Armen glücklich heilt, der wird auch den Reichen glücklich heilen; zwischen beyden macht bloß der Geldkasten einen Unterschied, mit dem kann aber auch der einfältigste Praktiker fertig werden. Wenn dann dem vornehmen Manne sein Leibmedikus nicht mehr anstände, (und das ist ja wohl zuweilen der Fall) so brauchte er nicht zu sagen: es ist ein rechtes Unglück, daß wir keinen Arzt haben, er brauchte nicht die Kreutz und Quer nach Auswärtigen herumzuschicken; denn er würde wissen, daß er das, was in der Nähe sey, nicht in der Ferne zu suchen nöthig habe. Von mancher mittelmäßigen Stadt sagt man, ein junger Arzt könne dort nicht leicht in Credit kommen; von andern Orten behauptet man ge-

rade das Gegentheil, jeder junge Arzt, der sein Fach kennt, und dem der zu große Numerus seiner Collegen nicht im Wege ist, wird bald eine gute Praxis haben. Die Ursache dieses Unterschiedes ist, meines Erachtens, in der mehr oder minder geistigen Cultur der Einwohner zu suchen. Es ist leicht für den offenen Kopf sich die Achtung kluger und gebildeter Menschen zu erwerben, man sucht und findet sich gegenseitig. Aber das Zutrauen dummer und beschränkter Menschen zu erwerben, welche bloß den äußern Anstrich geistiger Bildung haben; das ist ein schweres Stück Arbeit. An dem Orte, wo solche Geschöpfe den Ton angeben, werde ich nie einem jungen Arzte rathen, sich niederzulassen. Geschickte Männer besitzen auch gewöhnlich eine ziemliche Dosis Stolz, es ist ihnen zu niederträchtig, das Zutrauen des Publikum zu erbuhlen, bey der ersten Gelegenheit gehen sie weiter, und finden in andern Gegenden eine erwünschte Aufnahme. So mag es denn kommen, daß manche Stadt mit äußerst mittelmäßigen Aerzten versehen ist, welche wirklich gute haben könnte. Wer ein Jahr oder zehn an seiner Mutter Heerde Kartoffeln gebraten und gewartet hat, bis man ihn aus Noth, als einen klugen Arzt proclamirte, wer Verwandte hatte, oder sie erheirathete, die ihm einen mystischen Dreyfuß errichteten, und alles mit den Haaren an denselben schleppen, was sich schleppen läßt; wer einen dummen promovirten Papa hatte, der dem noch dum=

mern Sohn die Praxis langsam zuspielte, und ihn als ein Wunder medizinischer Gelehrsamkeit ausschrie: Der ist dort Arzt. Die Einwohner sind schon zufrieden, weil sie es nicht besser kennen; aber Gott helfe dem Manne, der aus Gegenden, wo man glaubt, ein Dummkopf könne kein geschickter Arzt seyn, dort hinkommt, er wird glauben nach Schilda verschlagen zu seyn.

Doch du könntest auf den Gedanken kommen, als wollte ich den jungen Aerzten die Armenpraxis zuwider machen; das sey aber ferne. Bloß zeigen wollte ich dir, daß die Vorstellung mancher, als ob sie sich dadurch schnell beym Publico in Credit setzen könnten, ganz irrig sey. Ja, ich glaube selbst, es ist nöthig, sie von diesem Irrthume zu überzeugen; denn so bald sie die Armenpraxis bloß als Mittel ansehen, sich einen Ruf in ihrem Zirkel zu erwerben, so werden sie, haben sie dieses Ziel früher oder später errungen, jenes Mittel als etwas Ueberflüßiges und Unnützes auf die Seite werfen, und die Armen ohne Arzt seyn.

Gewiß gibt es viele wichtige Gründe, welche den Heilkünstler bestimmen müssen, sich der Armen sorgfältig anzunehmen; und meines Erachtens verdient der, daß die Sorgfalt für jene Menschenclasse, das vorzüglichste Mittel zur Verhütung der Medikasterey bleibt, alle Aufmerksamkeit. Junge und alte Praktiker sollten,

statt über Afterärzte zu seufzen oder zu lermen, jeden Armen, der ihre Hülfe verlangt, eben so sorgfältig behandeln, als den Reichen, so würden sie des Seufzens und Lermens bald überhoben seyn.

Außer diesem Grunde gibt es aber noch mehrere. Der junge Arzt hat bey der ärmeren Classe den Vortheil, daß er nach seinen eigenen Einsichten verfahren kann. Er braucht nicht zu fürchten, daß man einen ältern Collegen hinzurufe, der seine Heilart tadelt und ihn verdächtig macht. Der, welcher durch Empfehlung oder durch andre Verhältnisse gleich Arzt reicher und vornehmer Leute wird, darf auf diesen Vortheil nicht rechnen; denn da sein Credit nicht auf dauerhaften Gründen gebauet ist, so muß er immer muthmaßen, daß man bey etwas gefährlichen Krankheiten ihm einen Collegen zugeselle, und hat er nicht von Natur eine reichliche Gabe Entschlossenheit, so wird er sich hüten, seinen eigenen Gang zu gehen, sondern sich so einrichten, daß der hinzugerufene Amtsbruder bekennen muß, er habe nach hergebrachter Methode gründlich curirt. Der junge Arzt hingegen, der den weitläuftigen und beschwerlichen Weg der Armenpraxis zu dem Zutrauen des Publikums eingeschlagen, spielt, wenn er sich dieses Zutrauen erzwungen, eine etwas bessere Rolle. Er ist viel sicherer in seinem Urtheil; denn er hat, statt hergebrachter Heilarten, die Natur studirt, und tritt

ihm da auch einmahl ein gehörnter College in den Weg, so wird er eben nicht fürchten, über den Haufen gestoßen zu werden.

Doch nicht allein der junge, sondern auch der ältere Arzt hat einen so wesentlichen Vortheil von der Armenpraxis, daß ich den für sehr unverständig halte, der sie vernachläßiget. Fast alle epidemische Krankheiten, vorzüglich die ansteckenden, äußern sich zuerst und am heftigsten in den Hütten der Armen. Einige herrschende Krankheiten äußern sich nicht gleich unter der gewöhnlichen Form, sondern unter einer andern weniger gefährlichen. Wer die Armen fleißig besorgt, hat immer den Vortheil, daß er den Charakter einer solchen Krankheit studieren kann, ehe sie im Publikum unter der gewöhnlichen Form erscheint. In den Hütten der Armen ist überdieß die Verbreitung durch Ansteckung wegen des engen Zusammenwohnens und der Unsauberkeit kaum zu vermeiden, daher siehet der Arzt in drey Bettlerhütten mehr Kranke, als in zehn Häusern vornehmer Leute. Der, welcher die Armen fleißig besorgt, ist also im Stande den Charakter einer epidemischen Krankheit viel früher und richtiger zu bestimmen, als ein anderer, der sie vernachläßiget, und sich bloß mit den Reichen beschäftiget. Der Charakter einer epidimischen Krankheit ist aber, wie die bewährtesten Schriftsteller behaupten, nicht immer leicht zu erforschen; darum ist es ge-

wiß am klügsten alle mögliche Mittel zu ergreifen, um zu diesem Zwecke zu gelangen. Halte mich aber um Gottes willen nicht für einen Menschen, in dessen Augen das Leben des Armen geringern Werth hat, als das Leben des Reichen.

Andre Gründe, welche den Arzt zur Armenpraxis bestimmen müssen, übergehe ich; denn sie müssen aus der Moral geschöpft werden, und ich bin kein Moralist.

Du könntest aber die Frage aufwerfen: ob der Staat oder der Arzt verpflichtet sey, für die armen Kranken zu sorgen. Meiner Meynung nach ist es der Staat; er müßte den Arzt zur Besorgung der Armen anhalten, und ihn dafür bezahlen; denn, warum soll in einem Lande gerade der Arzt das einzige Geschöpf seyn, welches etwas umsonst thut? — Indessen es ist nicht gut, in dieser Welt über alles zu raisonniren. Man kann sich das Tabakrauchen so angewöhnen, daß man es nicht lassen kann, wenn gleich die Zunge davon wehe thut; sollte man sich nicht eben so angewöhnen können, die armen Kranken zu besorgen? Ich glaube, wem es darum zu thun ist, der kann es so weit bringen, daß es ihm eben so unmöglich ist, einen Armen abzuweisen oder zu vernachläßigen, als dem Tabaksraucher seine Pfeife kalt werden zu lassen. Und hat man sich einmahl eine Sache angewöhnt, so raisonnirt man

nicht mehr darüber; zum wenigsten hat dieses Raisonnement keinen Einfluß auf unsre Handlungen. Bezahlt dann der Staat den Arzt, so ist das Geld wohl mitzunehmen; hält er es aber für überflüßig, so leidet doch der Arme nicht darunter. Dieß ist so meine Meynung über die Armenpraxis; findest du sie lächerlich, so stehet es dir frey darüber zu lachen.

Dreyzehnter Brief.

Bis dahin habe ich dir die Ursachen der Aftermedizin aufgedeckt, welche in den Aerzten selbst zu finden sind, jetzt muß ich dir noch kürzlich zeigen, wie auch der geringere Grad geistiger Cultur die Pfuscherey befördere.

Fast jeder Mensch, auch der Ungebildete will, daß der Arzt ihn nicht von seiner Krankheit befreye, sondern ihn auch darüber belehre, ihm zum wenigsten die hervorstechendsten Erscheinungen erkläre. Es ist dieses auch sehr natürlich. Denn, wenn gleich mancher Mensch über die meisten Dinge gar nicht raisonnirt, so liegt ihm doch seine eigene Krankheit und sein körperlicher Schmerz so nahe, daß er wirklich ganz Vieh seyn müßte, wenn er nicht auf seine Weise über die Entstehung derselben nachdenken sollte. Die erste Forderung, die er also an den Heilkünstler macht, bestehet darin, ihm etwas über

seinen

seinen Krankheitszustand zu sagen. Bey gebildeten Leuten ist diese Forderung leicht zu befriedigen, ja, ich halte dafür, daß es nöthig sey, sie zu befriedigen. Jeder Arzt soll über sein Fach selbst nachdenken, und sich befleißigen, das, was er gedacht, andern in einer populären Sprache vortragen zu können. Der gebildete Mann befolgt, so viel ich beobachtet, die Vorschriften des Arztes viel genauer, der ihm gezeigt, warum so und nicht anders verfahren werden muß, als die Vorschriften des stummen Praktikers, der ihn gleich einem Inquisitor examinirt, ein Rezept schreibt und sich empfiehlt. Desto richtiger die Begriffe der Menschen über die Heilkunde sind, desto mehr Achtung wird diese bey ihnen haben, und desto weniger werden sie ihr Zutrauen an Medikaster verschwenden. Ärzte können am besten diese richtigen Begriffe verbreiten, weil sie täglich mit Kranken umgehen, und weil die Bestätigung aller ihrer Behauptungen diesen vor Augen liegt.

Dem beschränkten Kopf ist es aber nicht immer leicht, mit klugen und wißbegierigen Leuten über sein Fach zu reden. Solche sind nicht mit Worten zufrieden, sondern sie fragen nach Gründen und machen Einwendungen. Ich habe schon dergleichen Menschen getroffen, welche sich so genau alles merkten, daß sie das, was ich jetzt sagte, mit dem, was ich lange vorher gesagt, verglichen, und sich, wenn sie einen Widerspruch

zu finden glaubten, darüber Erklärung ausbaten. Wem es nicht darum zu thun ist, die Heilkunde mit einem geheimnißvollen Schleyer zu umhangen, dem wird diese Wißbegierde nicht hinderlich seyn; und warum sollten wir die Heilkunde verschleyern, sie mag sich doch wohl vor vernünftigen Menschen sehen lassen? —

Ich behaupte aber nicht, daß der Arzt andere Leute beständig mit seinem medizinischen Geschwätz plagen müsse. Mir ist dieses selbst so zuwider, daß ich davon laufen mögte, wo ich dergleichen höre, besonders, wenn ein gelehrter Herr recht viel lateinische Kunstwörter mit hineinmischt. Gewiß macht sich dadurch der Heilkünstler bey gebildeten Leuten lächerlich; denn er zeigt sich als einen armseligen Tropf, der über nichts zu reden weiß, als über sein Fach. Man braucht wahrlich keine Gelegenheit zum Reden zu suchen, sie biethet sich leider nur zu oft dar. Selten gehe ich zu meinem Vergnügen irgendwo hin, oder ich finde auch Leute, welche mir ihre Körpergebrechen klagen, und meine Meinung darüber hören wollen. Ungebildeten Menschen kann man eben nicht zumuthen, daß sie das Unanständige dieses Betragens fühlen sollten, man muß es sich schon gefallen lassen, und Geduld mit ihnen haben. Unangenehm bleibt es aber in allen Fällen. Wenn ich in eine Gesellschaft gehe, um mich zu zerstreuen, so so komme ich ja nicht als Arzt dort, sondern als Bür-

ger; wer meine Meinung über seine Körpergebrechen hören will, der kann mich zu einer andern Zeit fragen. Wenn aber Leute, die Anspruch auf Bildung machen, dergleichen thun, dann verdrießt es mich.

Da bist du z. B. in einer Gesellschaft, und unterhältst dich sehr angenehm mit dem, der dir gerade zur Seite sitzt, vielleicht ists gar ein artiges Weib. Einem Herrn fällts ein, daß du Arzt seyst, er wendet sich also an dich, und erzählt dir mit großer Beredsamkeit die Krankengeschichte seiner Tante, oder seiner Nichte, oder wohl gar seines Großvaters. Man hat schon viele Aerzte zu Rathe gezogen, und er mögte doch auch einmahl beyläufig deine Meinung über den Fall hören. Nun sollst du plötzlich dein unterhaltendes Gespräch abbrechen und ihm Rede stehen. Es wird dir wohl ungefähr so zu Muthe seyn, als dem reichen Mann im Evangelio, da er von seiner reichbesetzten Tafel plötzlich nach dem höllischen Feuerofen deportirt wurde. Wenn derselbe Herr, der dich plagt, einen Rechtsgelehrten in öffentlicher Gesellschaft um sein Gutachten in einer Streitsache fragen, wenn er einen Geistlichen bitten wollte, ihm ein wenig vorzupredigen, so würde man ihn ja für halb wahnsinnig halten; sollte es aber schicklicher seyn, den Arzt zu einer so ungelegenen Zeit zu Erklärungen aufzufordern, welche ihm und der Gesellschaft Langeweile machen müssen?

Zur schicklichen Zeit kann der Arzt den Wißbegierigen belehren, und zur schicklichen Zeit kann dieser die Belehrung vom Arzte verlangen. Aber der Einfältige, der auch etwas lernen will, wie soll es mit dem halten? Ich habe einst in einer theologischen Zeitschrift die Bemerkung eines Rezensenten gelesen: daß es unzweckmäßig sey, wenn sich ein Prediger in seinem Vortrage nach den Begriffen der ganz ungebildeten Volksclasse richte; denn wenn er auch den höchstmöglichen Grad der Deutlichkeit und Popularität erreiche, so dürfe er sich doch nicht schmeicheln, daß der gemeine Mann seinen Vortrag verstanden habe. Höchstens behalte dieser einen einzelnen Spruch, eine einzelne nützliche Lehre; das Ganze bleibe ihm aber immer unverständlich. Diese Bemerkung ist wirklich gegründet. Der gebildete Mann kann sich auch mit der größten Anstrengung dem Einfältigen nicht verständlich machen. Tausend Dinge, welche jenem allgemein bekannt und alltäglich zu seyn scheinen, sind diesem unbegreifflich und unerhört. Glaubst du auch noch so deutlich geredet zu haben; so wirst du doch am Ende gewahr werden, daß der Unwissende höchstens aus Gefälligkeit die Miene annimmt, als habe er dich begriffen, in seinem Herzen hält er dich aber für einen Phantasten.

Warum wollen denn aber solche Menschen belehrt seyn, wenn sie unfähig sind Belehrung anzunehmen? Das will ich dir auch erklären.

Von jeher hat das gemeine Volk über allerley Krankheiten schwatzen gehört, zwar nur mystische Worte und Redensarten, mit denen es keinen oder doch einen sehr dunkeln Begriff verbindet; allein es bildet sich doch ein, in diesen Redensarten liege eine sehr richtige Erklärung der Krankheit. Hat z. B. jemand kurzen Athem, so sind ihm die Lungenpfeifen verstopft. Schreyet ein Kind anhaltend, so ist es angewachsen; hat jemand Fieber und Hitze, so muß er purgieren um sich abzukühlen; hustet er, so muß der Schleim gelöst werden, und was dergleichen abgeschmackte Formeln mehr unter dem Volke gebräuchlich sind. Wenn der gemeine Mann von dem Arzte eine Erklärung verlangt, so verlangt er bloß, daß er ihm eine dieser Redensarten hersage. Aber mit dem Hersagen ists nicht immer abgethan; nein er verlangt auch, daß er dem allgemeinen Vorurtheil nachgebe, und ihn diesem gemäß behandle. Der rationelle Heilkünstler kann dieses nicht, wohl aber der Quacksalber, der entweder eben so dumm ist, als der Patient, oder eigennützig genug, um ihm in allem nachzugeben. Daher kommt es denn auch, daß das Volk lieber zum Medikaster gehet, als zum ordentlichen Arzte.

Du kannst nicht glauben, wie stark die Vorurtheile des gemeinen Volks sind. Einst hatte ich einen Menschen gegen den Husten Mohnsaft verschrieben. Wie

er es einen Tag gebraucht hatte, so kommt er in Todesangst zu mir, und sagt: sein Husten sey plötzlich verschwunden, was daraus werden solle? Er fürchtete großes Unglück von dieser zu schnellen Heilung, und glaubte, er werde in einigen Tagen im Schleim ersticken. Durch vernünftige Erklärung hätte ich diesen Menschen wohl nicht beruhigen können, also sagte ich ihm: er solle nur unbesorgt seyn, die Arzeney, welche ich ihm gegeben, habe die Eigenschaft, daß sie den Schleim verzehre, und dadurch den Husten verschwinden mache; ans Ersticken sey also nicht zu denken, und sein eignes Gefühl würde ihm wohl sagen, daß jetzt kein Schleim mehr in der Brust vorhanden sey. Er konnte leicht Athem hohlen, war also mit meiner Erklärung zufrieden, und ging nach Hause. Solche Auftritte hat man häufig in der Praxi, aber nicht immer ist man zu solchen Erklärungen aufgelegt, oder man hat sie auch wirklich nicht immer bey der Hand.

Welche große Mühe habe ich nicht gehabt die Einwohner dieses Orts von dem Vorurtheile abzubringen, als ob das Laxiren bey jedem Fieber zuträglich sey. Wie ich hierhin kam, da sahe man es als etwas Unerhörtes an, einen Fieberkranken drey und mehrere Tage verstopft zu lassen. Nicht meinem Raisonnement, sondern dem Erfolge meiner Curen habe ich es zu danken, daß diese und viele andre Vorurtheile verbannt sind.

Aber dieses ist auch nur in einem Orte möglich, wo nur ein Arzt ist, oder nur da, wo mehrere vereint sich darum bemühen. Auf dem Lande ist es unmöglich. Der Arzt kann den Kranken zu wenig oder gar nicht sehen, und überhaupt sind dort die Leute viel einfältiger, als die Städter. Sie behalten also ihre Vorurtheile, und wer ihnen diese angreift, der ist nicht ihr Mann. Bloß der Medikaster, der darin nachgebend ist, kann auf wirklich dauerhaftes Zutrauen rechnen.

Aus dem Grunde habe ich auch nicht gern mit den Bauern zu thun, es mögte denn seyn, daß eine gefährliche und schnell tödtende Krankheit unter ihnen herrschte, mit welcher ihre Afterärzte nicht fertig werden könnten. Dann gehet es freylich schon etwas besser, ihre Weisheit ist zu Ende, und der durchwühlte Kirchhof überredet sie, es einmahl mit dem ordentlichen Arzte zu versuchen. Heilt dieser nun aber noch so glücklich, so dient dieses doch nicht dazu, der rationellen Heilkunde beym gemeinen Haufen Achtung zu verschaffen; nein er gluubt, der Doctor, der so glücklich curirt, habe ein Rezept gegen diese Krankheit von seinem Vater oder Großvater ererbt, oder es zufällig in einem raren Buche gefunden. Man wendet sich an ihn, so lange die Noth währt, und ist sie vorüber, so treten die Vorurtheile wieder in ihre alten Rechte.

Von chronischen Uebeln aber den einfältigen Landmann zu befreyen, ist vollends eine undankbare Arbeit. Mit dem, welcher schon alle Medikaster um Rath gefragt, und alle mögliche Mittel gebraucht, kann man, wofern das Uebel nicht ganz unheilbar ist, noch am besten fertig werden. Aber, wenn du auch eine ganze Reihe solcher Menschen geheilt; so mußt du doch nicht denken, daß du dadurch der rationellen Medizin in dieser Volksclasse ein vortheilhaftes Ansehen verschafft habest: nein, guter Freund! hättest du wirklich einen Todten erweckt, so würde man dir auch bloß die Todten zu erwecken bringen, und mit den Halbtodten noch zum Medikaster gehen, denn man konnte ja nicht wissen, ob du auch gegen dieses Ungemach ein probates Rezept hättest.

Die Sprache des Volks ist auch eine Ursache der Medikasterey. Der Arzt ist doch gewöhnlich nicht in jener Menschenclasse gebohren und erzogen. Wenn er auch die Sprache des Volks zu verstehen, und zu reden glaubt, so kann er doch wahrlich weiter nichts, als Worte zusammenfügen. Das ist aber nicht genug um sich verständlich zu machen, man muß dazu den Geist der Sprache inne haben. Du wirst aber leichter den Geist jeder gebildeten todten oder lebenden, als den der Volkssprache studiren. Den Afterarzt, der in der Mitte des Volks gebohren und erzogen ist, und mit ihm auf seine Weise reden kann, sieht man bald als

einen verständigen Mann an; wenn er auch nur wenig weiß, so kann er doch dieses Wenige den Leuten mittheilen; sie hören und verstehen also mehr von ihm, als von jedem ordentlichen Arzte, und das ist Grund genug ihm den Vorzug zu geben.

Hier zu Lande ist es eine eigne Sache mit der Sprache. Wer mit allen Leuten fertig werden will, der muß vier Sprachen verstehen. Die Clevische, welche am häufigsten geredet, und in welcher in den katholischen Kirchen geprediget wird, dann die Holländische, die Französische und endlich die Deutsche. Letztere wird in manchen Städten am wenigsten gebraucht; an dem Orte, wo ich wohne z. B. redet man sie höchstens nur in 4 Häusern.

Der gemeine Mann verstehet hier zu Lande fast keine einzige ordentliche Sprache, weder Holländisch, noch Deutsch, noch Französisch; bloß die Landessprache ist es, worin man sich ihm verständlich machen kann. Redete bloß der Landmann und überhaupt die geringere Classe diese Sprache, so könnte man es vielleicht endlich lernen, sich so darin auszudrucken, daß man von dem Einfältigen verstanden würde. Aber so spricht auch der wohlhabende Städter dieselbe. Der Reichthum seiner Begriffe ist unendlich größer, er hat also auch die Sprache aus Noth mit holländischen, französischen und

deutschen Wörtern bereichert. Auf die Weise kann man die Landessprache gut reden, um sich dem Städter verständlich machen, aber sie ist in der Art dem Bauer sehr unverständlich. „Wer mit dem Bauer fertig werden will, der muß wissen, wie er mit ihm reden soll" hörte ich oft die Städter sagen. Ich glaube gern, daß dieses wahr ist; allein um zu diesem Wissen zu gelangen, dazu gehört wohl nichts Geringeres, als seinen Verstand halb zu verlieren, und selbst ein ganzer Bauer zu werden.

Auch die Religion ist bey Einfältigen eine Veranlassung der Medikasterey. Der einfältige katholische Christ sehnt sich, wenn er krank wird, nach einem katholischen Arzte, der einfältige Protestant nach einem protestantischen, und der kranke Jude gehet, wenn er Gelegenheit hat, auch gern zu seinem Glaubensgenossen. Trifft es sich, daß jeder einen ordentlichen Arzt seiner Religion haben kann, so gehet es alles, wie es muß. Aber nicht immer ist dieses der Fall, und da zieht mancher Einfältige den Medikaster seiner Confession dem geschickten Arzte einer andern vor.

Siehe, Freund! solche unüberwindliche Hindernisse stehen der rationellen Heilkunde im Wege, und begünstigen die Aftermedizin.

Vierzehnter Brief.

Ich beginne jetzt, lieber Carl, eine schwere Arbeit; ich will dir zeigen, wie die Unvollkommenheit der Heilkunde selbst die Medikasterey veranlasse. Ich werde mich bemühen dieses zu thun, ohne der rationellen Heilkunde zu nahe zu treten, ohne ihr auch selbst in den Augen vernünftiger Nichtärzte ihr ehrwürdiges Ansehen zu rauben. Zuerst müssen wir untersuchen, ob eine sichere Erkenntniß der Krankheiten möglich sey.

Alle Krankheiten oder die Abweichungen von dem normalen Gesundheitszustande lassen sich abtheilen

1) In solche, wo vorzüglich die Mischung der Materie entweder der festen oder flüßigen Theile oder beyde zugleich verändert ist.

2) In solche, wo vorzüglich die Kräfte abnorm vermehrt oder vermindert sind.

3) In solche, wo vorzüglich der Mechanismus verändert ist. *)

*) Ettmüller sagt: Cum vero nulla materia sit sine extensione seu quantitate, hæc ipsa vero necessariam inducat figuram, secundum quam materia dicitur organica, quatenus

So hat z. B. beym Faulfieber eine solche Entmischung des Bluts Statt, daß dieses sich bey der geringsten Veranlassung ins Zellgewebe ergießt, und unregelmäßige schwarze oder blaue Flecken hervorbringt, die oft erst nach der vollkommenen Genesung verschwinden. So finden wir zuweilen den Magensaft in eine ätzende Säure verwandelt; ja selbst die Knochen können, in ihrer Mischung verändert, ihre Häute verlieren und ganz weich werden.

Abermahls gibt es Krankheiten, wo die Kräfte entweder vermehrt sind, wie bey der ächten Brustentzün-

---

a figura seu materiæ consonnatione habet ut instar instrumenti seu organi alteri inservire possit, ex læsione istius requisitæ figuræ morbi oriuntur.

Man könnte freylich die Krankheiten, die ihren Grund in einer Abnormität des Mechanismus haben, bald zu denen rechnen, welche in einer fehlerhaften Mischung der Materie, bald zu jenen, welche in einer Vermehrung oder Verminderung der Kraft bestehen; es fragt sich aber nun, ob diese Vereinfachung von Nutzen für die Praxis sey? Mir scheint es nicht so. — Gaub sahe auch wohl ein, daß diese Vereinfachung möglich sey; er macht aber davon in seiner Pathologie keinen Gebrauch. Er sagt vielmehr, wenn er von den Morbis solidorum instrumentariis redet. Monendum vero..... plurima (vitia) ex solidorum et fluidorum affectionibus composita esse; uti et ipsæ partes instrumentariæ hanc mixturam constanter habent. Hunc tamen circulum evitare nec physiologia nec pathologia potest.

dung, und andre, bey denen sie sehr vermindert sind, wie z. B. beym einfachen Nervenfieber; weßhald erstere auch durch schwächende Behandlung und letzteres durch eine stärkende geheilt wird. So gibt es endlich Krankheiten, bey denen ganze Gebilde verwachsen oder verhärtet oder zerstört sind, oder bey denen einzelne Theile anhaltend eine solche Bewegung verrichten, welche der natürlichen gerade entgegen gesetzt ist.

Ob wir nun aber gleich diese drey Arten der Krankheit mit gutem Grunde annehmen können; so findet man doch jede für sich und unvermischt bloß in den Büchern, nicht in der Natur; denn Veränderung der Materie, Verminderung oder Vermehrung der Kraft, und Stöhrung des Mechanismus sind gewöhnlich zusammen verbunden.

Wir nehmen an, daß alles, was den Körper umgibt, Einwirkung auf ihn habe, ja diese Einwirkung ist eine nothwendige Bedingung des Lebens; und wenn wir gleich eine positive Ursache desselben statuiren, welche wir Lebenskraft nennen, so kann doch diese nur, als durch äußere Einwirkung bedingt für unsre Vernunft existiren. Es läßt sich keine Einwirkung auf unsere Körper denken, ohne daß die Lebenskraft davon mehr oder minder afficirt würde, es läßt sich keine krankhafte chemische Veränderung der Säfte denken, keine Stöh=

rung des Mechanismus (wofern er nicht durch äußere Gewaltthätigkeit oder durch ätzende Gifte verursacht wird) wobey man nicht eine Abnormität der Lebenskraft als innere Ursache annehmen muß. Betrachtet man die Sache aus diesem Gesichtspunkte, so muß man vermuthen, daß die Natur aller Krankheiten in einer Abnormität der Kräfte bestehe, und daß alle durch unmittelbare Einwirkung auf die Kräfte können beseitiget werden.

Es kommen hier aber andre Umstände in Betracht. Wenn wir annehmen, daß die gesundheitsgemäße Mischung der Materie von der normalen Wirkung der Kräfte abhange, wie man dieses denn schon längst behauptet; *) so werden wir auch zugeben müssen, daß eine abnorme Kraftäußerung die Mischung der Materie verändere. Da aber die Materie mit zu dem Einwirkenden gehört, so wird auch wohl der Unterschied ihrer Mischung und Quantität, einen Unterschied in der Einwirkung auf die Kräfte hervorbringen. Wer will es z. B. leugnen, daß ein starker Blutverlust augenscheinlich

---

*) Sylvius sagt: Si proinde vitietur animalium spirituum motus, impedianturque ipsi plus minusve transferri ad partes quasvis, non tantum imbecillior erit sensus externus quivis motusque partium animalis, verum humores omnes parabuntur acriores, minusque adeo temperati sed pituitosi etiam glutinosiores.

schwäche, daß ansteckende Gifte unsre Säfte verderben, und diese fremdartige Mischung oft als heftiger Reitz auf den ganzen Körper wirke? Da irgend ein fremdartiger Reitz im Stande ist, die Lebensthätigkeit zu vermehren oder zu vermindern, so müssen wir dieses auch den veränderten Säften, als Produkt der krankhaft veränderten Lebensthätigkeit zugestehen. So ist es zu begreifen, wie durch die Krankheit selbst ganz ohne medizinische Hülfe der normale Gesundheitszustand wieder hiebey geführt werden kann. Indem nähmlich durch veränderte Lebensthätigkeit die Materie so verändert werden kann, daß sie als zweckmäßiger Reitz zur Wiederherstellung der Gesundheit wirkt. Ferner kann aber durch zu starke oder zu schwache Einwirkung dieser veränderten Materie eine neue Unordnung in der thierischen Maschine erzeugt werden. Eben so wie Arzneymittel in zweckmäßigen Gaben ein Uebel heben, aber in zu großen eine neue Krankheit verursachen können. So kann ein mäßiges Zugpflaster einen leichten Rheumatismum heben; aber ein gar zu großes bey reitzbaren Körpern eine heftige Hautentzündung, Fieber und anderes Ungemach verursachen. Wenn also Aerzte darnach forschen, wie unmittelbar die Materie zu verändern sey, wenn sie z. B. die krankhaften Säfte chemisch untersuchen, und durch chemische Reagentien die gesundheitsgemäße Mischung wieder geben, wenn sie verdorbene Stoffe, wo es geschehen kann, ausleeren, so kann man dieses eben

nicht als Thorheit ansehen. Die Erfahrung hat auch gelehrt, daß auf diese Weise viele Krankheiten glücklich geheilt worden, und noch täglich geheilt werden. Denke z. B. an den Blasenstein. Du kannst diesen als ein Produkt der veränderten Thätigkeit der Urinwerkzeuge ansehen; aber wolltest du auch ein halbes Jahrhundert darauf arbeiten, diese Thätigkeit zu vermindern oder zu vermehren, so würdest du doch dadurch den Kranken nicht von seinen Schmerzen befreyen, welche ihm der Stein verursacht. Fourcroi lehrt uns, wie wir durch in die Blase gespritzte chemische Auflösungsmittel den Stein zersetzen, und so den Kranken von seinem Elende befreyen können.

Auch in dem Mechanischen des Körpers können Abweichungen Statt finden. Wenn wir gleich annehmen, daß allen Veränderungen, welche in unsern Körpern geschehen, eine erste Ursache, die Lebenskraft zum Grunde liege; so ist doch nicht zu leugnen, daß der normale Mechanismus, eine nothwendige Bedingung der normalen Aeußerung der Lebensthätigkeit sey, und daß durch Veränderung dieser Bedingung auch eine Veränderung in der Lebensthätigkeit entstehe. So wie jedes fremdartige Incitament die abnorme Lebensthätigkeit wieder zur Normalität zurückführen kann, eben so kann dieses auch durch den abnormen Mechanismus geschehen. Da aber der abnorme Mechanismus als Incitament auf

die

die Lebensthätigkeit wirkt, so muß er in manchen Fällen auch neue und viel größere Abweichung derselben verursachen können. Daher ist es erklärbar, wie Aerzte, welche ihr vorzügliches Augenmerk auf den Mechanismus des Körpers richten, in vielen Fällen glücklich heilen können.

Ich sehe es nun aber als eine Hauptsache bey der Praxi an, daß man jedesmahl eine Krankheit aus dem richtigen Gesichtspunkte betrachte. Dieses allein setzt uns in den Stand, sie am schnellsten und sichersten zu heilen. Wenn ich z. B. einen Kranken zu behandeln habe, der an einer heftigen mit Fieber verbundenen Colik leidet, welche ihren Grund in einer Ansammlung saurer Stoffe im Darmkanal hat, (wie dieses denn in der Praxi nicht selten vorkommt) so werde ich ihn am schnellsten wieder herstellen, wenn ich auf die im Darmkanale vorhandenen krankhaft veränderten Säfte mein Augenmerk richte, diese entweder durch chemische Reagentien unschädlich mache, oder sie so schnell, wie möglich ausleere.

Wenn ich hingegen einen Menschen sehe, der am nichtentzündlichen Miserere eine Zeitlang gelitten, so werde ich diesen nicht dadurch heilen, daß ich ans Vermehren oder Vermindern der Kraft denke, nicht dadurch, daß ich suche die Säfte des Darmkanals zu verändern

oder auszuleeren, sondern dadurch, daß ich den Mechanismus desselben wieder zur gehörigen Norm zurückführe. Eine Veränderung der Säfte ist gewiß vorhanden. So behandelte ich z. B. einen solchen Kranken, der schon drey Wochen an diesem Uebel litte, und bey dem das, was er anhaltend ausbrach, einen ganz abscheulich aashaften Geruch hatte. Eine Veränderung der Lebensthätigkeit ist auch vorhanden; denn wer an diesem eine Zeitlang gelitten, der ist gewiß unbeschreiblich geschwächt. Aber das ist nicht die Hauptsache, worauf man, um schnell zum Zweck zu gelangen, zuerst sehen muß, sondern der krankhaft veränderte Mechanismus des Darmkanals ist es, worauf man vorzüglich und zuerst Rücksicht nehmen muß. Hat man den Motum peristalticum durch zweckmäßige Mittel wieder hergestellt, so hat man darnach Zeit, die Schwäche, welche Folge dieser Unordnung ist, zu heben.

Wenn ich endlich einen Menschen sehe, der durch Krankheit oder Ausleerungen seine Kräfte verloren, der blaß und mager ist, so werde ich diesen gewiß dadurch am sichersten heilen, daß ich mein vorzüglichstes Augenmerk auf die Lebensthätigkeit richte, und diese durch nährende Speisen, stärkende und belebende Arzeney zu vermehren suche. Auch in diesem Falle kann größere oder kleinere Abweichung des Mechanismus Statt finden, es können Veränderungen in den Säften vorhanden seyn; dieses muß ich aber als Folge der vermin-

derten Lebensthätigkeit betrachten, wenn ich sicher und schnell die Genesung bewirken will.

Daß es Fälle gibt, in denen wir auf die Veränderung der Lebensthätigkeit und der Materie oder des Mechanismus zugleich sehen müssen, daran brauche ich dich als praktischen Arzt wohl nicht zu erinnern. Denke nur an die Faulfieber, welche man durch eine Verbindung excitirender Mittel mit Säure heilet, und die Hypochondrie, welche nicht selten dadurch gehoben wird, daß man die Säfte des Darmkanals durch chemische Reagentien verändert, oder den Därmen durch stärkende Mittel ihren Ton wiedergibt, und zugleich durch tägliche Klystire den abnormen Mechanismus derselben wiederherstellt.

Es fragt sich aber jetzt, welche Mittel gibt es, um den richtigen Gesichtspunkt zu erkennen, aus welchem wir eine Krankheit, um sie bald und sicher zu heilen, ansehen müssen. Einmahl können dazu dienen, die wahrnehmbaren Abweichungen vom gesunden Zustande, welche der Arzt bey kranken Körpern beobachtet, und die er unter dem Nahmen S y m p t o m e begreift. Zweytens die vorhergegangene oder noch vorhandene Einwirkung auf den kranken Körper. Laß uns den Werth dieser beyden Mittel zur Erkenntniß zu gelangen, näher erwägen.

Da die Materie, der Mechanismus und die Lebenskraft zwar jedes insbesondere von unserer Vernunft unterschieden werden kann, aber doch in der Natur ein Ganzes ausmachen, und nicht von einander getrennt sind; so müssen auch die Erscheinungen bey den meisten Krankheiten so wohl auf gestörten Mechanismus, als veränderte Lebensthätigkeit und veränderte Materie deuten. Die Erfahrung bestätiget dieses auch so vollkommen, daß es mir überflüssig scheint, einem praktischen Arzte es durch Beyspiele anschaulich zu machen. Die neuere Schule bestimmt auch wohl aus diesem Grunde den Charakter der Krankheiten nicht nach den Symptomen; die, welche ihn dadurch vorzüglich bestimmen wollen, verwickeln sich wirklich in unzählige Widersprüche. Lies nur drey oder vier praktische Handbücher, und sage, ob die meisten Symptome mit geringer Abänderung nicht dieselben sind, und auf viele Krankheiten zugleich passen. Freylich, wenn du nur einen einzigen Schriftsteller liesest, und du willst auf seine Autorität schwören, dann bist du bald auf dem Reinen; aber vergleiche diese mit andern, welche ebenfalls die Krankheiten nach der Natur beschrieben, und du wirst auf unzählige Widersprüche stoßen.

Das wahrnehmbare Einwirkende, welches vorher oder noch in dem Körper Veränderung verursacht, kann uns eben so wenig zu dem richtigen Gesichtspunkte füh-

ren, aus welchem wir eine Krankheit zu betrachten haben. Denn um aus diesem den Charakter eines Uebels mit Sicherheit zu erkennen, wäre zuförderst nöthig, daß man es selbst kennte, daß wir die Wirkung der Schädlichkeiten sicher bestimmen könnten. Diese Bestimmung kann aber nicht anders als höchst unzuverläßig seyn. Denn um die Wirkung irgend einer Schädlichkeit auf den Körper zu bestimmen, können wir uns bloß an die wahrnehmbaren Veränderungen halten, welche sich nach Einwirkung einer Schädlichkeit am Körper äussern. Da aber, wie wir eben gesehen, nach den wahrnehmbaren Veränderungen die Natur einer Krankheit nicht zu bestimmen ist, so können wir auch eben so wenig die Wirkung der schädlichen Einflüsse darnach bestimmen.

Wahrscheinlich haben die Aerzte es selbst gefühlt, daß es äusserst schwierig ja unmöglich sey, den Charakter einer Krankheit immer mit Sicherheit zu bestimmen; sie haben also die Gesichtspunkte, aus welchen sie die Krankheiten betrachteten, vereinfacht. So gab es,

Aerzte, welche auf die Veränderung der Materie ihr Augenmerk richteten, und andern war es die Lebensthätigkeit, auf welche man wirken mußte.

Wir wollen diese Vereinfachung einstweilen zugestehen, und sehen, ob wir dadurch in der Sicherheit der Erkenntniß der Krankheiten weiter vorgerückt sind.

Laß uns einmahl die Veränderung der Materie, als die nächste Ursache aller Krankheiten ansehen, laß uns den Grundsatz annehmen, daß wir durch directe Einwirkung auf die Materie die meisten Uebel heben können; so stoßen wir alsobald auf ungeheure Schwierigkeiten. Einmahl kennen wir die chemischen Veränderungen nicht, welche die Materie im lebenden Körper untergehen kann, zum wenigsten ist das, was wir bis jetzt davon wissen, höchst gering und unzuverläßig. Zweytes fehlt es uns auch an Zeichen, um die mannigfaltigen Veränderungen, welche die Materie erleiden kann, im lebenden Körper zu erkennen. Wahrscheinlich fühlten abermahls einige Aerzte diese Schwierigkeiten, sie suchten also die Sache noch mehr zu vereinfachen, und gingen von dem Satz aus, daß die meisten Krankheiten aus fehlerhaft veränderten Säften des Darmkanals entständen. Zeichen dieser veränderten Säfte fanden sich bald; denn bey sehr vielen Krankheiten bemerkt man die angeblichen Zeichen der Darmunreinigkeiten. Nun war es leicht Arzt seyn. Man brauchte nur die fehlerhaften Stoffe durch Brechen und Purgieren wegzuschaffen, so mußte der Kranke genesen. Aber da dieses willkührlich angenommene Grundsätze waren, so konnten sie unmöglich bestehen. Man sahe ein, daß die angeblichen Zeichen der Darmunreinigkeiten bey weitem nicht immer auf wirkliche Unreinigketen deu-

teten, zum wenigsten nicht auf solche, durch deren Wegschaffung man die Krankheit heben könnte.

Die vorhergegangenen Schädlichkeiten konnten auch wenig dazu beytragen, Gewißheit in der Erkenntniß der chemischen Eigenschaften der zu verändernden oder auszuleerenden Materie zu bringen; indem der Körper kein Schmelztiegel oder Retorte ist, sondern jede äussere Einwirkung durch die Lebensthätigkeit modifizirt wird. Nur ein handgreifliches Beyspiel. Gesetzt es leide jemand an einer Colik. Du hörst, er habe seit mehrern Tagen eine große Quantität sauern Wein oder Bier getrunken. Du könntest jetzt schließen: also ist eine Ansammlung Säure im Darmkanal, und diese verursacht das Reissen. Du mußt die Säure durch Alcali neutralisiren, oder sie ausleeren, so wird der Schmerz nachlassen. Das ist ein erbaulicher Schluß! Wie mancher Mensch nimmt nicht Säure in großer Menge zu sich, und wird nicht krank davon, ja wenn er sich am andern Morgen erbricht, so ist nicht einmahl sein Magensaft sauer. Oft hat vielleicht dein Patient schon selbst Säure in großer Menge zu sich genommen, und ist nicht krank davon geworden; warum soll sie denn jetzt gerade die materielle Ursache seiner Schmerzen seyn? — Reiche ihm Alcali oder Laxirmittel, und es wird besser mit ihm werden; reiche es noch drey andern, und es wird ebenfalls besser mit ihnen werden; aber rühme dich nicht

der Sicherheit in der Erkenntniß der Krankheit. Beym vierten werden deine Laxirmittel, dein Alcali nicht helfen, und du wirst begreifen, daß du noch weit davon entfernt bist, mit Sicherheit die Natur einer Krankheit zu erkennen.

Wir wollen uns jetzt von der Materie zu der Lebensthätigkeit wenden, und annehmen, daß durch Vermehrung oder durch Verminderung derselben alle Uebel am besten zu heben seyn; so haben wir aber auch damit noch wenig gewonnen. Das Mehr oder Weniger der gegenwärtigen Kraft und ihrer Dauer ist ebenfalls mit keiner Sicherheit zu bestimmen. Denn da der Körper aus Materie bestehet, und diese Materie zu einer gewissen normalen Form verbunden ist; so muß er allgemeinern physischen Gesetzen in Rücksicht der Materie und Form unterworfen seyn. Durch die Normalität der Lebensthätigkeit werden jene allgemeinere Naturgesetze aufgehoben oder beschränkt, durch ein Abweichen der Lebensthätigkeit von der Norm muß nothwendig ein anderes Verhältniß zwischen der todten und lebendigen Kraft entstehen; also können wir auch aus allen wahrnehmbaren Veränderungen der kranken Körper, weder auf eine Vermehrung noch Verminderung der Lebenskraft mit Sicherheit schließen.

Auch dieses haben die Aerzte eingesehen, und deßhalb angenommen, daß von den wahrnehmbaren Veränderungen, den Symptomen nicht auf eine Vermehrung oder Verminderung der Lebenskraft, auf Stärke oder Schwäche geschlossen werden könne. Ich muß ihnen hier meinen Beyfall geben, denn wir sehen am Krankenbette nicht selten ganz ähnliche Symptome bey ganz entgegengesetzten Zuständen des Befindens. Sie wollten also, um sicherer zu gehen, bloß nach den vorhergegangenen Schädlichkeiten, je nachdem diese schwächend oder stärkend waren, auf vermehrte oder verminderte Lebensthätigkeit schließen. Auf den ersten Anblick scheint dieses ziemlich annehmbar zu seyn; denn wenn z. B. jemand in 6 oder 8 Tagen nichts gegessen noch getrunken hat, so wird man daraus wohl schließen können, daß er ziemlich schwach seyn müsse. Allein durch dergleichen Beyspiele wird doch im Grunde nichts erwiesen, als daß wir in einzelnen Fällen aus den vorhergegangenen Schädlichkeiten die Natur einer Krankheit mit großer Wahrscheinlichkeit erkennen können. Dagegen wende ich auch wahrlich nichts ein; denn was wäre ohne diese Art zu schließen die ganze Heilkunde? — Es fragt sich aber nur, ob im allgemeinen, aus den Schädlichkeiten die Natur einer Krankheit (gesetzt sie könne nur in vermehrter oder verminderter Lebensthätigkeit bestehen) mit Sicherheit zu bestimmen sey? Und das muß ich verneinen. Den Schädlichkeiten an sich können wir

keine Eigenschaften beylegen, sondern nur in so fern, als sie im Stande sind auf den Körper zu wirken. Diese Wirkung zu erkennen, ist kein anderer Weg vorhanden, als der Schluß von den wahrnehmbaren Veränderungen, welche sich nach Einwirkung einer Schädlichkeit am Körper äußern. Da aber, wie wir vorhin gesehen, von diesen wahrnehmbaren Veränderungen nicht auf eine Vermehrung oder Verminderung der Lebensthätigkeit kann geschlossen werden, so können wir auch eben so wenig aus denselben mit Sicherheit bestimmen, ob eine Schädlichkeit die Lebensthätigkeit vermehre oder vermindere.

Die Dauer der Lebenskraft ist vollends gar nicht mit Gewißheit anzugeben. Man predigt uns ja in der Kirche: ein gesunder Mensch könne nicht wissen, ob er morgen noch lebe; wie will es denn der Arzt beym Kranken bestimmen können? Wirklich hier ist es ganz Nacht, und doch kommt es bey der Heilung so sehr oft darauf an, dieses zu wissen.

Es gab Aerzte, die es nur zu gut einsahen, daß weder die Symptome, noch die vorhergegangenen Schädlichkeiten zu sichern Erkenntniß des Charakters einer Krankheit führen konnten: sie sannen also auf andre Hülfsmittel. Das vorzüglichste derselben ist die Beobachtung der Constitution des Jahrs.

Man wird, wenn man aufmerkt, gewahr werden, daß der Charakter der acuten Krankheiten sich eine ganze Zeitlang gleich bleibt, wenn schon die Symptome sich theils bey einzelnen Kranken, theils im allgemeinen von Zeit zu Zeit verändern, und die mit der Krankheit verbundene Gefahr bald mehr bald minder groß ist. In individuellen Fällen, wo der Charakter einer acuten Krankheit weder aus den Symptomen, noch aus den Schädlichkeiten kann erkannt werden, bestimmt man ihn nach dem Charakter der epidemischen Constitution. Daß aber auch hier keine Sicherheit Statt finde, siehet jeder leicht ein. Denn, wenn gleich der Charakter einer Krankheit bey hundert Individuen ein und derselbe ist, so kann er doch bey dem hundert und ersten verschieden seyn.

Ich habe dir bis jetzt gezeigt, daß der Charakter, oder wie andre sagen, die Natur einer Krankheit nicht mit Sicherheit zu erkennen sey. Um aber alle Zweydeutigkeit zu vermeiden, muß ich dir sagen, was ich darunter verstehe, die Natur einer Krankheit mit Sicherheit erkennen. Dieses Erkennen beruhet bloß auf der Kleinigkeit zu wissen, ob die Abweichung vom normalen Gesundheitszustande, vorzüglich in dem Mechanismus des Körpers oder in der Materie, oder in der Lebensthätigkeit, entweder in einem dieser dreyen allein, oder in mehrern zugleich liege. Wenn ich sage vorzüg=

lich, so verstehe ich darunter, daß die Abweichung in einem dieser drey oder in mehrern zugleich so gegründet sey, daß durch die unmittelbare Einwirkung auf den Mechanismus oder auf die Lebensthätigkeit oder auf die Materie der normale Gesundheitszustand am schnellsten und sichersten wieder zurückgeführt werden kann. Ferner gehört zur sichern Erkenntniß der Krankheit, daß wir nicht bloß wissen das Uebel liege vorzüglich im gestörten Mechanismus, oder in der veränderten Materie, oder Lebensthätigkeit sondern wir sollen auch bestimmen können, auf welche Weise der Mechanismus gestört sey, welche Veränderung die Materie erlitten, ob eine Vermehrung oder Verminderung der Lebensthätigkeit vorhanden sey. Da es uns ganz an Mitteln fehlt, alles dieses mit Sicherheit zu bestimmen, so wirst du mir zugeben müssen, daß eine sichere Erkenntniß der Krankheiten etwas Unmögliches sey.

Jetzt wollen wir uns zu den Arzneysubstanzen wenden, und zusehen, ob vielleicht die Wirkung derselben mit mehr Zuverläßigkeit zu bestimmen sey.

Alle Arzneysubstanzen muß man doch mit zu den äußern Einwirkenden, zu den äußern Schädlichkeiten zählen. Wir haben aber vorhin gesehen, daß kein anderer Weg vorhanden sey, um die Eigenschaft der Schädlichkeiten in Rücksicht unsers Körpers zu bestim-

men, als die wahrnehmbaren Veränderungen, welche sich nach Einwirkung einer Schädlichkeit am Körper äußern. Da wir aber zugleich haben bekennen müssen, daß dieser einzig mögliche Weg höchst unsicher sey, so wird dieses nothwendig auch von der Bestimmung der Wirkung der Arzneysubstanzen gelten.

Man kann sich also gar nicht wundern, wenn Aerzte untereinander über die Wirkungsart der wichtigsten Heilmittel uneinig sind; es fehlt ihnen ja durchaus ein fester Punkt, von welchem sie bey ihrem Raisonnement über selbige ausgehen könnten. —

Was ist also die Heilkunde, wenn sie weder die Natur der Krankheiten, noch die Wirkungen der Mittel mit Sicherheit bestimmen kann? — Es ist eine Wissenschaft, worin alles auf Wahrscheinlichkeiten beruht.

Mit Wahrscheinlichkeit erkennen wir aus den Symptomen eine Krankheit, und aus den vorhergegangenen Schädlichkeiten, mit Wahrscheinlichkeit aus der epidemischen Constitution, und mit Wahrscheinlichkeit können wir die Wirkungen der Heilmittel bestimmen.

Wahrlich, es ist nichts schwereres in der Welt, als nach bloßen Wahrscheinlichkeiten zu schließen, und das Mehr oder Weniger genau gegeneinander abzuwägen.

Kommt es bloß darauf an, sich als einen scharfsinnigen und gelehrten Mann zu zeigen, zu schwatzen oder zu schreiben, da gehts noch an. Aber wenn wir nach diesem Raisonnement handeln sollen, unter solchen Umständen handeln sollen, wo das Leben eines Menschen auf dem Spiele stehet; da ist es gewiß eine ernsthafte und schwierige Sache. Es gehört dazu nicht bloß eine gesunde Vernunft, sondern auch ein schnelles Gedächtniß, und ist nicht das Geschäft jedes gewöhnlichen Menschen.

Eines der größten Hindernisse bey den Schüssen nach bloßen Wahrscheinlichkeiten, sind die Vorurtheile. Nimm z. B. an, ich verschaffte dir die Bekanntschaft eines Mannes, den ich dir schon vorher als einen durchaus schlechten und heimtückischen Menschen geschildert. Nimm an, du hieltest mich für einen feinen Menschenkenner, du wüßtest, daß ich mit jenem Manne schon lange umgegangen; würdest du nicht unendlich mehr Mühe haben, den wahren Charakter desselben zu erforschen, als wenn ich dir vorher gar nichts von ihm gesagt? Jetzt beurtheilst du seine besten edelsten Handlungen vielleicht unrecht, und statt ihn deßhalb zu schätzen, gibst du dir vielmehr Mühe, ihre unlautern Quellen zu entdecken.

Aber bey der Ausübung der Heilkunde scheitern wir noch viel leichter an dieser Klippe. Gewöhnlich schlei=

chen sich schon in den Jahren, wo wir die Medizin studieren, Vorurtheile bey uns ein, die wir nur mit großer Mühe bey reiferem Nachdenken wieder verbannen können. Der z. B. als er studierte, von Leuten, welche er als ganze Heilkünstler ansah, gehört hat: die Ursache der meisten acuten Krankheiten liege in den ersten Wegen, der, wie er in die Praxin kam, sahe, daß seine Collegen und alle, mit denen er über sein Fach reden konnte, eben der Meynung waren, der vielleicht schon mehrere Jahre nach diesem Grundsatz bey Ausübung der Kunst verfahren; der kann sich nur mit Mühe überwinden, von diesem Vorurtheil abzugehen.

Wie er es zuerst annahm, da that er es auf guten Glauben; denn es fehlte ihm an Hülfsmitteln, um das Wahre oder Falsche unbefangen zu untersuchen. Trat er also ans Krankenbette, so kam er gewiß mit dem Gedanken hin: der Grund des Uebels liege in den ersten Wegen; und wie leicht stieß er nicht auf Zeichen, welche dieses bestätigten? — Doch laß auch den Arzt noch so frey von Vorurtheilen seyn, so trägt er doch immer die Fesseln seines Zeitalters; denn auch dem besten Kopfe gelingt es wohl nie ganz, sie abzuschütteln.

Jedes Zeitalter hat, wie uns die Geschichte der Medizin lehrt, seine besondere Meynungen. Meines Erachtens hat wohl kein kluger Kopf, der irgend einen

neuen therapeutischen Satz aufstellte, der kühn die betretene Bahn verließ, und sich einen andern Weg suchte, etwas durchaus Falsches vorgetragen, vielmehr ist immer etwas Wahres bey ihm anzutreffen. Nur der Drang die Heilkunde zu vereinfachen, ihr mehr Sicherheit zu geben, als ihr zu geben möglich war, sich selbst einen unsterblichen Nahmen zu machen, hat die meisten verleitet ihre pathelogischen und therapeutischen Sätze, welche in manchen Fällen Anwendbarkeit hatten, als zu allgemein anwendbar und ewig wahr aufzustellen. Daher ist die Wahrheit zur Lüge geworden, und folgende Generationen haben die übergroße Weisheit ihrer Lehrer als Narrheit verlacht.

Auch unser Zeitalter hat seine eigne Meynungen und Theorien; aber da wir beyde noch nicht alt sind, so werden wir wahrscheinlich erleben, daß auch sie aus der Mode kommen und man darüber lacht. Es ist aber nicht gut, daß man darüber lacht; denn, wenn man eine Sache lächerlich findet, so gibt man sich gewöhnlich keine Mühe die gute Seite derselben zu untersuchen.

Könnten wir uns über unser Zeitalter erheben, über alle Zeitalter erheben, und das, was kluge Köpfe aller Generationen gesagt, ohne Vorurtheil prüfen, so würden wir gewiß gute Heilkünstler werden, das heißt,

wir würden alle heilbaren Krankheiten am schnellsten und sichersten heilen.

Wir beyde lieber Carl! studirten die Medizin zu einer Zeit, wo mehrere alte therapeutische und pathologische Sätze anfingen außer Cours zu kommen, eine Revolution in der Medizin war nahe, aber noch nicht ausgebrochen. Dadurch hatten wir große Vortheile. Die älteren Vorurtheile waren nicht bey uns eingewurzelt, und die neuern brauchten wir nicht auf guten Glauben annehmen, weil wir, da sie anfingen allgemein zu werden, sie selbst prüfen konnten.

Aber trotz dieser günstigen Umstände, bekenne ich dir, mein Bester, daß auch ich die Fesseln meines Zeitalters trage, ob ich mir gleich Mühe gebe ihrer los zu werden. Das beste Mittel sich davon zu befreyen, ist wohl das Studium älterer Schriften. Ich sage das Studium: sie bloß deßhalb durchzublättern, um sich bey Gelegenheit durch Anführen einiger Stellen das Ansehen eines belesenen und gelehrten Mannes zu geben, das ist für die Praxis ohne Nutzen. Aber ganz in den Geist solcher Schriftsteller einzudringen, sich gleichsam in ihr Zeitalter zu versetzen, und darin zu leben, das ist für die Praxis von großem Nutzen.

Der ganze Mensch ist eine Maschiene. Gleich wie es schwierig ist einen Husten oder Durchfall, welcher

lange Zeit angehalten, gründlich zu heben; also ist es auch schwierig gewisse Ideen, welche wir oft gehabt, zu verbannen, oder (daß ich mich so ausdrücke) sie in den Hintergrund unsers Kopfes zurück zu drängen.

Die Ideen und Meinungen unsers Zeitalters fixiren sich ohne unser Zuthun in unserm Kopfe: sie sind die beleuchteten Gegenstände, alles Aeltere ist in Dämmerung oder in Finsterniß gehüllt. Bloß durch das anhaltende Studium älterer Schriftsteller können wir es dahin bringen, daß auch ältere Ideen und Meinungen in gehörigem Lichte erscheinen, und dadurch bey unserm Raisonnement eine gewisse Gleichheit zwischen dem Alten und Neuen entsteht.

Die großen und fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche sich zuweilen der richtigen Erkenntniß der Krankheiten entgegensetzen, machen es denn auch, daß sich praktische Aerzte sowohl in der Erkenntniß der Krankheit, als in der Auswahl der Mittel irren, oder um das Irren zu vermeiden, gezwungen sind, ganz unthätig zu bleiben.

Vielleicht wirst du manchen Schriftsteller gelesen haben, der dieses nicht allein nicht bekennen will, sondern der noch obendrein nicht undeutlich zu verstehen gibt, er sey der Mann, der niemahls irre. Daß dieses leicht

zu sagen sey, siehest du daraus, weil jeder Marktschreyer dasselbe von sich rühmt. Aber aufrichtige und kluge Heilkünstler sprechen anders. Es würde überflüßig seyn, dir eine lange Reihe von bestätigenden Beyspielen aus den Schriftstellern anzuführen, wo der Arzt bey Ermangelung aller Mittel, nicht zur Erkenntniß des Uebels kommen konnte; denn dergleichen Beyspiele sind so viele, daß man, wollte man sie compiliren, davon wohl ein eben so starkes Buch machen könnte, als von dem Triumpf der Heilkunde. Nur an ein Paar sey mir erlaubt dich zu erinnern.

Die Krankengeschichte des Herrn v. St. Auban, welche uns Boerhave selbst beschreibt, *) ist Beweis genug, daß auch der scharfsinnigste Heilkünstler in Fälle kommen könne, wo er bekennen muß, er wisse nicht, mit welchem Uebel er es zu thun habe. Nachdem hier der Kranke alle mögliche Mittel vergebens angewendet und sein martervolles Leben geendiget hatte, wurde sein Leichnahm geöffnet. Boerhave fand zu seinem größten Erstaunen, daß die Brust mit einer weißen übrigens unverdorbenen Masse so ausgefüllt, und die Lungen dadurch in einem so engen Raum zusammengedrängt waren, daß die Ausdehnung derselben

*) H. Boerhave: Rariorum morborum historiæ.

fast unmöglich wurde. Und jetzt würde es ihm deutlich, warum der Herr v. St. Auban solche fürchterliche der Erstickung nahe Beängstigungen gehabt, deren Ursache allen Aerzten unerklärbar gewesen. In derselben Schrift erzählt uns dieser berühmte Arzt noch ein anderes Beyspiel.

Der Herr v. Wassenaer bekommt ohne sonderliche Veranlassung plötzlich heftige und unbeschreibliche Schmerzen im Rücken. Vergebens bemühet sich Boerhave und sein College dieselben zu lindern; der Kranke stirbt unter fürchterlichen Leiden. Mit der größten Genauigkeit setzt der Verfasser alle Umstände auseinander, und bekennt darauf, daß er auch nicht mit der geringsten Wahrscheinlichkeit auf die Ursache des so plötzlich entstandenen fürchterlichen Schmerzens habe schließen können. Wie man die Leiche öffnet, findet man, daß die Speiseröhre zerrissen ist, und jetzt hat man die Auflösung des Räthsels. Ein Räthsel gibt uns auch Herr L. F. B. Lentin *) Ein Mädchen verlangt seine Hülfe, dessen ganze linke Seite von der Schulter an bis zu den kurzen Rippen, die ganze Fläche vom großen Brustmuskel an, so weit er nur die Brust bedeckt, unter dem linken Arm durch, unter und über dem Schulterblatte, mit einer harten dem Drucke des Fingers schwer nachgebenden, hie und da 4 bis 5

*) In seinen Beyträgen.

Zoll dicken Geschwulst belegt war. Dieser vortreffliche Arzt sagt selbst: nach hundert an die Kranken gethanen Fragen, war ich über die Ursache und Entstehungsart nicht ein Haar unterrichteter als zuvor. Er bat die sämmtlichen dortigen Aerzte, die Person zu untersuchen; aber alle blieben über die Ursache und Entstehungsart ungewiß, und nach mancherley Ueberlegungen wurde man endlich einig, lieber nichts zu thun, als den Tod dieser Person durch irgend ein Unternehmen zu befördern. Sie starb, und wie man ihren Leichnahm untersuchte, so fand man, daß die unter dem linken Schlüsselbein liegende Blutader (vena subclavia) gerade bey der Einsenkung der Milchader (ductus thoracici) einen Bruch erlitten, durch welchen sich der Chylus mit etwas Blut vermischt, einen Weg unter der Fetthaut gesucht, und unter der Gestalt einer weißen Masse angehäuft und verhärtet hatte.

In derselben Schrift findet man noch die Geschichte einer langwierigen Gemüthskrankheit. Auch diese mag ein Beleg seyn, wie dem Arzte oft alle Wege versperrt sind, um zur Erkenntniß der wahren Natur eines Uebels zu gelangen; denn hier fand man bey der Leichenöffnung den ganzen Körper gesund, aber im Gehirn einen Knochen.

Du könntest aber sagen: das sind Raritäten, von diesen darf man keinen Schluß aufs Ganze machen.

Ich antworte darauf: es sind Raritäten, bey denen der Mechanismus der wichtigsten Organe krankhaft verändert war. Die Ursache lag in der gröberen durch das Auge leicht zu erkennenden Struktur der Organe, und doch war die Bestimmung des Uebels, so lange die Kranken lebten, unmöglich. Wenn es aber hier unmöglich war, sollte es denn da allezeit möglich oder gar leicht seyn, wo die Ursache in der feinern nicht anschaubaren Struktur, in der Mischung der Säfte, in der krankhaft veränderten Lebensthätigkeit liegt? — Mir deucht, da mögte in manchen Fällen die Erkenntniß noch viel schwerer seyn.

Freylich, wenn der Kranke an einem solchen Uebel stirbt; so stehet es dem Arzte frey, über die Ursache der Krankheit und des Todes zu raisonniren, denn das anatomische Messer kann ihn nicht zum Lügner machen. Aber ob deßhalb das Geschwätz Wahrheit enthalte, ist eine andre Frage.

Daß aber auch bey andern Krankheiten, wo eben nicht die Struktur eines oder mehrerer Organe verändert ist, die Erkenntniß sehr schwer und oft unmöglich sey, das ist wohl ausgemacht; denn die vernünftigsten Aerzte sagen, daß wir auch bey acuten Krankheiten im Falle kommen können, wo es am besten sey, gar nichts zu thun, und bloß den Zuschauer zu spielen.

Sydenham z. B. schämt sich nicht zu gestehen, daß er mehr als einmahl bey Behandlung der Fieber nicht gewußt, was er thun solle, und es also fürs Sicherste gehalten, gar nichts zu thun. *)

Eben dieser allgemein und mit Recht geschätzte Schriftsteller, welcher es nur zu gut einsahe, daß man nach den Symptomen den Charakter eines Fiebers nicht mit Sicherheit bestimmen könne, der sich also bey Behandlung der Fieber, fast bloß nach dem Charakter der epidemischen Constitution richtete, dieser sagt: Daß er, wenn er einmahl diesen Charakter im allgemeinen erforscht, und dagegen eine zweckmäßige Heilart gefunden, so könne er diese mit dem glücklichsten Erfolge bey jedem vorkommenden Kranken anwenden. Verändere aber die epidemische Constitution, so werde er wieder zweifelhaft, was zu thun sey, und mit der größten Vorsicht könne er es kaum vermeiden, daß einer oder der andere, der sich zu einer solchen Zeit ihm zuerst anvertraue, Gefahr laufe zu sterben. **)

*) Neque pudet fateri, me non semel in curandis febribus, ubi nondum constaret, quid mihi agendum esset, nihil prorsus agendo et mihi et ægro consuluisse optime; dum enim morbo invigilarem quo eum opportunius confodere valerem, febris vel sponte sua sensim evanuit vel in eum se typum redegit, ut jam mihi innotesceret, quibus armis esset debellanda.

**) Er sagt im 2ten Cap. de morbis epidemicis: Hoc saltem pro comperto habeo ex multiplici accuratissimarum ob-

Mich selbst lehrte noch im vorigen Jahre eine Leichenöffnung, daß sich auch die klügsten Aerzte im Bestimmung einer Krankheit irren können.

Ein Herr hatte lange Zeit über hypochondrische Beschwerden geklagt. Nach dem Essen war er jedesmahl äusserst unbehaglich, und fühlte ein unangenehmes Drücken, wo ungefähr die Grenze der Regionis epigastricæ und Hypochondriacæ dentræ ist. In eben dieser Gegend befand sich auch ein dunkel gelber Fleck, welcher bald größer, bald kleiner wurde, oft die Größe einer flachen Hand hatte, und sich durch die Regio epigastrica erstreckte. Abwechselnd war auch die Farbe seines Gesichts gelblicht. Von Zeit zu Zeit sahe er schwarze Punkte vor den Augen, und fühlte ein unangenehmes Ziehen in

servationum fide, prædictas morborum species, præsertim febres continuas ita toto quod ajunt, cœlo differre, ut qua methodo currente anno ægros liberaveris eadem ipsa anno jam vertente forsitan e medio tolles: quodque ubi semel in genuinam medendi rationem, quam hæc vel illa febris species sibi vendicat auspicato inciderim, ad eundem scopum collimans (favente, ut fit, optimo numine) metam quasi semper attingam, respectu ad temperamentum, ætatem et reliqua ejusmodi usque quaque habito; donec extincta illa specie novoque gliscente malo, anceps rursum hæreo, qua mihi via insistendum, ut ægris subveniam, ac proinde nisi ingenti adhibita cautela intentisque omnibus animi nervis vix ac ne vix quidem possum efficere, ne unus aut alter eorum, qui se primi meæ curæ commiserint vita periclitetur.

den Knien. Sein Gemüthszustand war ebenfalls abwechselnd, bald war er munter, bald äußerst mißmüthig und verdrießlich. Uebrigens hatte er ziemlich guten Appetit, und täglich regelmäßigen Stuhlgang.

Dieser Herr starb an der Lungensucht, welche unmittelbare Folge eines oft wiederkehrenden Blutsturzes aus diesem Eingeweide war. Diese letzte Krankengeschichte gehört nicht hierhin, ich übergehe sie also.

Was aber seine hypochondrische Beschwerden betrifft, so hatte er darüber viele Aerzte befragt. Einstimmig hatten sie alle den Grund seines Uebels in der Leber gesucht, und zwar in einer Verstopfung derselben. Unter diesen Aerzten will ich dir nur zwey bekannte nennen. Der erste ist der ältere Frank in Wien. Dieser hatte ihn aber nur einmahl untersucht, und ihm ein Rezept verschrieben. Der zweyte Arzt, denn ich dir nenne, ist der Herr Hofrath Starcke in Jena. Dieser hatte den Patienten bey sechs Monate behandelt, und ihn so oft untersuchen können, als es ihm gefiel; denn er hielt sich dazumahl in Jena auf. Aber Herr Starcke blieb vom Anfange bis zum Ende dabey: das Uebel habe eine Verstopfung der Leber zum Grunde. Gegen diese angebliche Verstopfung mußte der gute Herr eine große Menge auflösender Compositionen verschlucken.

Das, was ich dir hier sage, beruhet nicht bloß auf der Aussage des Patienten und seiner Gattinn (obgleich auch dieses hinreichen mögte, da es glaubwürdige Leute sind) sondern man hat mir selbst die Starckischen Originalrezepte gezeigt, deren verschiedene die Rubrik haben: Gegen die Leberverstopfung. — Während dieser Herr an der Vereiterung der Lunge langsam dem Tode näher kam, äußerten sich noch immer jene Beschwerden im Unterleibe, welche aus einer Verstopfung der Leber entstehen sollten. Krampfstillende Mittel, und eine zweckmäße Diät hoben sie nur auf kurze Zeit. Der drückende Schmerz an der beschriebenen Stelle wurde selbst einmahl so unerträglich, daß ich genöthigt war, alle andre Mittel bey Seite zu setzen, und nur darauf zu denken, wie ich diesen beseitigen könnte.

Endlich starb der Kranke ganz ausgezehrt. Man verlangte von mir die Leichenöffnung, nicht um zu wissen, woran er gestorben, (denn dieses war wohl außer Zweifel) sondern um zu wissen, ob die Aerzte die Ursache seiner vieljährigen Beschwerde des Unterleibes richtig beurtheilt hätten.

Ich verrichtete die Section mit Hülfe des Gesundheitsbeamten Herrn K. und in Gegenwart mehrerer Herren von der Familie. Zuerst öffnete ich die Brust, und fand, was ich suchte, nähmlich die ganze rechte

Lunge mit den Rippen verwachsen, und vom Eiter durchaus zerfressen.

Jetzt öffnete ich den Unterleib, worüber sich so viele Aerzte den Kopf zerbrochen, und du kannst denken, daß unsre Neugierde auf den höchsten Grad gespannt war. Ich griff gleich nach der Leber, und beschaute und befühlte sie von allen Seiten, aber da war auch kein einziger Fehler zu entdecken. Der Magen, die Därme, das Pancreas, die Milz, die Nieren, die Blase, alles war von der besten Beschaffenheit. Wo steckte nun der Fehler? Das will ich dir sagen. Im Gekröse fanden sich Hunderte von verhärteten Drüsen, so daß man sich über die Beschwerden, welche der Mann erduldet, nun nicht mehr den Kopf zu zerbrechen brauchte. Um mich und die Anwesenden ganz zu überzeugen, daß die Leber gesund sey, ließ ich sie herausnehmen, und untersuchte sie von allen Seiten, aber nirgends fand ich etwas Widernatürliches, weder in der Substanz, noch in den Gallengängen, noch in der Gallenblase. Ich schnitt sie jetzt von einander, ich schnitt sie endlich in kleine Stücke, und ich kann dir versichern, daß ich nie eine gesundere Leber gesehen habe. Also hatte sich der gute Herr doch vergebens mit allen nur ersinnlichen Lebereröffnenden Mitteln geplagt.

Mir war es jetzt ziemlich deutlich, wie jene langwierigen Beschwerden, selbst die auffallend gelbe Farbe

im Gesicht, welche sich abwechselnd zeigte, auch ohne Verstopfung der Leber entstehen konnten. Denn da durch die Menge verhärteter Drüsen unregelmäßige Bewegungen der Därme entstehen mußten, so war es eben nichts Unerhörtes, daß diese sich von Zeit zu Zeit den Gallengefäßen mittheilten, und dadurch die regelmäßige Gallenabsonderung mehr oder weniger gestört wurde.

Doch die angeführten Beyspiele mögen hinreichen, um meine Behauptungen zu rechtfertigen. Laß uns jetzt sehen, wie die Unvollkommenheit der Heilkunde die Medikasterey veranlasse.

Zuerst bemerke ich dir, daß diese Unvollkommenheit nicht vor den Augen Hellsehender zu verbergen sey, und desto unvorsichtiger der Arzt in seinem Urtheile über Krankheiten ist, über deren Natur er selbst noch keinen richtigen Aufschluß haben kann; um desto öfterer muß er in den Fall kommen, daß der Erfolg sein Urtheil zu Schanden macht. Kann man ihm den gesunden Menschenverstand nicht absprechen, siehet man ihn als einen Mann an, der sein Fach kennt, so schreibt man ohne Umstände der Heilkunde selbst die Schuld davon zu. Man betrachtet sie als eine Kunst, in welcher alles auf eiteln Vermuthungen beruhet, man glaubt, daß auch der klügste Arzt nach der Natur einer Krankheit blindlings rathen, und aufs gute Glück zuweilen Mittel anwenden

müsse. Dadurch schrumpft in den Augen der Layen der Unterschied zwischen Arzt und Quacksalber zu einem Nichts zusammen, und so vorbereitet bedarf es bey dem gewöhnlichen Menschen nur einer geringen Veranlassung, um dem Pfuscher sein Zutrauen zu schenken.

Da die Erkenntniß der Krankheiten nicht selten äußerst schwierig ist, und der gewissenhafte Arzt in Fälle kommen kann, wo er wenig Entscheidendes unternehmen, sondern vielmehr den Verlauf der Krankheit beobachten, alle Umstände wohl erwägen, sie zusammen vergleichen, und so auf den Punkt kommen muß, wo er mit Nachdruck handeln, und den Kranken mit Sicherheit retten kann: so siehet der gewöhnliche Mensch, der keine richtigen Begriffe von der Heilkunde hat, dieses Zaudern des Arztes als eine aus Ignoranz entspringende Unschlüssigkeit an, und wendet sich nicht selten an den Medikaster, welcher gerade aus Unwissenheit da etwas Entscheidendes unternimmt, wo jeder gewissenhafte Heilkünstler es nicht thun würde. Schon Sydenham klagt darüber, daß die meisten Menschen, die auf guten Gründen beruhende Vorsicht des redlichen Arztes verkennen. *) Daß die Medikaster aber in solchen Fällen zu-

*) Sed quod dolendum omnino est, ægrorum quam plurimi, haud satis gnari quod perinde sit medici periti quandoque nihi agere atque alio tempore efficacissima adhibere remedia, probitatis atque fidei fructum hunc capere nolunt, sed vel negligentiæ vel ignorantiæ id imputant.

weilen glücklich sind, das will ich nicht leugnen, eben so wenig, als daß du mit verbundenen Augen mich erschießen könntest: du würdest, denke ich aber, wohl oft fehlschießen. Doch es ist zu handgreiflich, daß die Unvollkommenheit der Heilkunde die Medikasterey veranlasse, als daß ich mich lange dabey aufhalten sollte, dir dieses ausführlicher zu zeigen.

Das, was ich dir aber über die Medizin gesagt, betrachte als etwas Unvollständiges. Wollte man dieses Thema ausführlich abhandeln, so müsse man statt ein Paar Bogen ein ganzes Buch darüber schreiben. Im Grunde würde aber für den sachkündigen Mann das Ganze nichts mehr enthalten, als diese wenige Seiten. Bloß für den Nichtarzt mögte es verständlicher und angenehmer zu lesen seyn.

Noch eine Frage muß ich dir beym Schlusse dieses Briefes vorlegen: Ist es um der Heilkunde bey den gebildeten Menschen Achtung zu verschaffen zweckmäßiger, ihre Unvollkommenheiten mit einem geheimnißvollen Schleyer zu verbergen oder sie nackt sehen lassen? Meines Erachtens ist gerade das ängliche Verbergen ihrer Unvollkommenheit ein Mittel, sie dem gebildeten Manne lächerlich zu machen, wie es denn auch wohl bloß aus diesem Grunde mehrere offene Köpfe gegeben und noch gibt, welche sie verspotten.

Die Heilkunde an sich, so wie sie ist und seyn wird, kann nie ein Gegenstand des Spottes werden, selbst ihre Unvollkommenheit nicht; denn darüber spotten, daß das, was an sich unmöglich ist, nicht wirklich gemacht werde, das heißt nichts anders, als den Menschen selbst verspotten. Aber Aerzte, welche mit gravitätischer Miene ihrer Kunst den Schleyer der Gewißheit umhangen, die können ein Gegenstund der Satyre werden. Ja, wenn die Schauspielschreiber und andere witzige Köpfe die Heilkunde in ihrem Umfange kennten, und selbst darüber gedacht hätten, so würden sie den sichern Aerzten noch übler mitspielen. Jetzt müssen sie sich bloß auf unbedeutende Neckereyen beschränken.

Fünfzehnter Brief.

Du mögtest gern einmahl von mir hören, was ich von dem sogenannten praktischen Gefühle halte, worauf sich manche Aerzte bey Behandlung der Krankheiten verlassen. Ich traue dir eben nicht zu, daß du der Meynung seyst, als ob uns ein dunkles Gefühl in solchen Fällen Krankheiten erkennen lehren, und auf die zweckmäßigste Heilart führen könne, wo unsre Vernunft es nicht vermag. Also sähest du es vielleicht gerne, wenn ich mich über das praktische Gefühl und die fühlenden Praktiker lustig machte. Aber, lieber Carl, der Him-

mel ist seit kurzem so unfreundlich gewesen, hat mir mit Regen und Wind so zugesetzt, daß mir alle Lust zum Scherzen vergeht: darum werde ich nur die Sache etwas ernsthaft behandeln müssen.

Zuerst bemerke ich dir, daß ich nicht einmahl weiß, welchen richtigen Begriff ich mit dem Worte Gefühl verbinden soll. Die Philosophen wissen es ohne Zweifel: ich kann aber nur so obenhin darüber schwatzen.

Da ich ein Knabe war, sagte man mir, das Gefühl sey einer der fünf Sinne, und daß es angenehme und unangenehme Gefühle gebe, begriffe ich leicht, denn ich fand einen Unterschied darin, ob man mich schlug oder streichelte.

Da ich Jüngling war, hörte ich, daß man Liebe und Mitleiden, Freundschaft und Rache fühle. Das waren freylich andere Gefühle, als jene des Streichelns und Schlagens. Worin aber dieser Unterschied bestehe, wird man wohl am besten bestimmen können, wenn man auf sich selbst merkt.

Zuerst haben beyde Arten des Gefühls das mit einander gemein, daß bey ihnen eine gewisse Veränderung im Körper Statt hat, deren wir uns bewußt sind. Darin unterscheiden sie sich aber von einander, daß das einfache

fache bloß sinnliche Gefühl keine Gedankenfolge in unserm Denkorgane verursacht, daß dieses aber die andern (welche man zum Unterschied höhere nennen kann) thun. Wenn mich z. B. jemand schlägt, so kann ich dir davon nichts sagen, als daß es mir wehe thut; aber wenn Zorn, Mitleiden oder ähnliche Gefühle in mir Statt finden, so kann ich dir sehr viel davon vorschwatzen.

Diese Gedankenreihe hat, bey dem sie entstehet, das Ansehen und den Werth, als ob sie die Frucht des reifsten Raïsonnements wäre. Darum ist es auch schwer, den Verliebten von seinen Träumereyen zu heilen, den Rachsüchtigen zu besänftigen, den Uebermitleidigen auf seine unsinnige Theilnahme an dem Unglücke andrer aufmerksam zu machen. Daß aber diese Gedankenfolge durch eine gewisse körperliche Veränderung veranlaßt und unterhalten werde, sehen wir am besten daraus, daß alle diese Leute nach kürzerer oder längerer Zeit, oder wenn irgend eine gewaltsame Revolution in ihrem Körper vorgegangen, ganz anders denken, als vorhin. Wenn du vielleicht einmahl die Liebe fühlst, so scheint dir gewiß das Weib deines Herzens das vollkommenste Wesen zu seyn, du mögtest niederfallen und es anbethen. Ihre Thorheiten, ihre Schwächen sind dir kaum bemerkbare Flecken. Hast du in deiner Jugend viel Gedichte und Romane gelesen; so nimmt deine Liebe einen hohen Schwung. Das Weib, welches dir vielleicht einen

Monat vorher das alltäglichste Geschöpf schien, umstrahlt jetzt des Himmels Glorie; der gesundeste Menschenverstand, die vollkommenste Schönheit, und die reinste Moralität verbinden sich in ihm zu einem bezaubernden Ganzen. Du strebst diesem Ideale ähnlich zu werden. Warst du sonst ein schlecht und recht ehrlicher Mann, so fühlst du jetzt den unwiderstehlichsten Drang, ein wirklich vollkommener Mensch zu werden. Dem Unglücklichen, der zu dieser Zeit deines Beystands bedarf, kann ich im voraus Glück wünschen, er hätte sich an keinen Bessern wenden können. Aus Feuer und Wasser würdest du ihn retten, und der Gedanke, dich dadurch deiner Angebetheten genähert zu haben, dich reichlich fürs Verbrennen und Ertrinken schadlos halten.

Du sprichst: Meine Liebe ist nicht körperlich, sie ist höherer edler Art. Das letzte kann ich zugeben, das erste nicht. Denn ich sehe diese nicht physische Liebe bloß als die Wirkung des Geschlechtstriebes an, der eine verkehrte Richtung genommen. Du weißt, daß dieser Trieb wunderbar ausarten kann. Die sicherste Cur einer solchen Liebe beweiset es denn auch, daß sie körperlicher Natur sey. Denn entferne dich eine Zeitlang von dem geliebten Gegenstande, treibe ernsthafte und wichtige Geschäfte, vorzüglich lebe in strenger Enthaltsamkeit vom andern Geschlechte, so daß deine Mannkraft mit ganzer Stärke erwacht, und dich dem Thiere ähnlich macht, so

wird sicher deine himmlische Liebe immer matter und matter werden, und mischest du dich dann einmahl wieder in die Reihen der Weiber und Mädchen, so wird dir eben so wenig an jenen überirrdischen Schwärmereyen genügen, als mir an Austern, wenn ich in ein Paar Tagen nicht gegessen habe. *)

Was ich dir jetzt von dem Gefühle der Liebe gesagt habe, paßt mehr oder weniger auf alle andere Gefühle, alle setzen eine Veränderung im Körper voraus.

Es fragt sich aber jetzt, lassen sich die Gefühle beschreiben und mittheilen? Das einfach sinnliche, körperlicher Schmerz, und Wohlbehagen läßt sich nicht beschreiben, aber man kann es mittheilen, insofern man andern durch äußere ähnliche Einwirkung Schmerz oder Wohlbehagen verursacht. Die höhern Gefühle lassen sich auch andern, je nachdem sich Geist und Körper dazu eignet, mittheilen. Sie entstehen in uns durch äußere Eindrücke, und ihre Stärke hängt ab von dem Verhältniß der Größe, der Einwirkung zu der Größe, der Empfänglichkeit für selbige. Wir können sie andern mittheilen.

*) Medicorum esse animi motus et affectus curare, qui nescit aut dissimulat, hospes est in arte medica nec audiendus proinde.

Sylvius.

1) Dadurch, daß wir sie ähnlichen Einwirkungen aussetzen. So bewirkt die Darstellung einer Handlung auf der Bühne bey dem Zuschauer Freude, Mitleiden, Entsetzen.

2) Dadurch, daß wir diese Einwirkung lebhaft beschreiben. So bewirkt bey manchem die Erzählung einer rührenden Begebenheit mehr Mitleiden, als bey einem andern das wirkliche Anschauen derselben.

3) Dadurch, daß wir die, durch jene körperliche Veränderung nothwendig veranlaßte Gedankenreihe andern darlegen.

Diese drey Arten der Mittheilung lassen sich zusammen verbinden, und die Wirkung ist dann um so stärker. Will man aber jede besonders schätzen und zusammen vergleichen, so muß man der letzten ohne Zweifel den Vorzug zugestehen.

Beschreiben läßt sich aber das höhere Gefühl eigentlich nicht, so wenig wie der Schmerz, den ein Stockschlag verursacht. Wenn du z. B. verliebt bist, und du wolltest mir dieses Gefühl beschreiben, so könntest du wohl nichts weiter sagen, als es ist mir so wunderbar zu Muthe, oder wie die elenden Romanschreiber gewöhn=

lich sprechen: Es ist mir so weh ums Herz. Aber dadurch würdest du bey mir gewiß kein ähnliches Gefühl erwecken, und reihtest du auch hundert solcher Phrasen an einander. Ein Brechmittel machts einem auch weh ums Herz; deine Beschreibung könnte mich also eben sowohl übel, als verliebt machen. Aber durch eine geschickte Darlegung der, durch jene körperliche unbeschreibliche Veränderung, veranlaßten Gedankenreihe, kannst du bey mir ein ähnliches Gefühl, eine ähnliche körperliche Veränderung hervorbringen.

Dieses ist kürzlich meine Meynung über die Gefühle im Allgemeinen. Jetzt wollen wir das, was ich gesagt, aufs praktische anwenden. Da sich weder einfach sinnliche, noch die höheren beschreiben lassen, so wird dieses auch wohl vom praktischen gelten, es mag gehören in welche Classe es wolle. Meines Erachtens ist es darum auch unbillig, dasselbe für eine Chimäre zu halten, weil es uns noch keiner, der es zu besitzen vorgab, beschrieben hat; denn dieses Beschreiben ist unmöglich. Zu welcher Classe mag es aber eigentlich gehören? Es kann kein einfaches bloß sinnliches seyn, sonst könnte jeder, der es empfindet, es andern dadurch mittheilen, daß er sie denselben oder ähnlichen Einwirkungen aussetzte, die es in ihm verursachten. Gerade wie ich dir den Schmerz, den ein Stockschlag verursacht, dadurch mittheilen kann, daß ich dir einen Schlag gebe. Nun mußt

du aber bekennen, daß das Beschauen und Betasten eines Kranken weder in mir, noch in dir, noch in hundert andern Aerzten irgend ein Gefühl verursacht. Ich schließe also daraus, daß das praktische zu den höhern gehöre; nähmlich, daß durch das Beschauen, Befühlen und Beriechen eines Kranken irgend eine Veränderung in dem Körper des Heilkünstlers verursacht werde, welche eine gewisse Gedankenreihe zu ihrer nothwendigen Folge habe. Dieses wird noch wahrscheinlicher, wenn man erwägt, daß das praktische Gefühl sich nicht bloß auf die Erkenntniß der Krankheit, sondern auch auf die Bestimmung der Heilmittel erstreckt. So fühlt mancher Praktiker, daß hier muß zur Ader gelassen, und dort purgirt werden. Alles dieses setzt doch Urtheile und Schlüsse voraus, freylich solche, welche nicht vor das Forum der trockenen Vernunft gehören, aber doch immer Urtheile und Schlüsse.

Da sich nun das praktische Gefühl eben so wenig beschreiben läßt, als jedes andere, so wird es sich doch gewiß mittheilen lassen, und wodurch? — Durch lebhafte Darstellung der Gedankenreihe, welche nothwendige Folge jener Veränderung ist, die sich in dem Körper des Heilkünstlers ereignete, da er praktisch fühlte.

Es ist aber eine eigene Sache, mit der durch das Gefühl verursachten Gedankenfolge. Sie läßt sich nicht

so gemächlich darlegen, wie das Raisonnement der trockenen Vernunft, aus der Ursache, weil sie nicht so langsam in uns entstehet. Bey dem Fühlenden drängt ein Gedanke den andern, es findet fast kein Aufeinanderfolgen derselben, sondern, daß ich mich so ausdrücke, ein Zugleichentstehen Statt.

Die Dichter gebrauchen Gleichnisse, Bilder, kühne Sprünge, nicht aus Narrheit, damit das Ding hochtrabend klinge, sondern damit sie bey andern eben diese Fluth der Gedanken, und durch diese eben jene körperliche Veränderung hervorbringen, welche in ihnen Statt hat. *) Lies z. B. ein gutes Gedicht, und achte auf die ungeheure Masse von Gedanken, welche dadurch in dir, wie durch einen Zauber, erweckt werden, so wirst du einsehen, daß die Bilder, Gleichnisse und Figuren nicht des Klangs halber da stehen. Auf jede andere Weise wäre es unmöglich, diese Masse von Gedanken in einem Momente hervorzurufen, wozu, wenn man sie auf die gewöhnliche Weise ausdrucken wollte, oft mehrere Bogen nöthig seyn würden.

Du siehest also, mein Bester! daß der Arzt, der praktisches Gefühl besitzt, nicht nöthig hat, dasselbe,

---

*) Monte decurrens velut amnis, imbres
Quem super notas aluere ripas:
Fervet, immensusque ruit profundo
Pindarus ore. ;

wie der Geitzhals seinen Schatz, für sich und in sich zu bewahren; nein er kann es füglich mittheilen, er braucht nur Dichter zu werden.

Bey dieser Gelegenheit fällt mir aber eine sehr wichtige Sache ein. Die Praktiker verlassen sich auf ihr Gefühl meistens nur in solchen Fällen, wo sie das trockene Raisonnement im Stiche läßt. Sollte sie aber auch das Gefühl nicht da leiten können, wo es dem gewöhnlichen empirischen Arzte durch genaues abwägen der Wahrscheinlichkeiten gegen einander schon zu bestimmen möglich ist, was bey einer Krankheit gethan oder nicht gethan werden müsse? — Gewiß wird es sie auch da nicht verlassen, sonst wäre es wahrlich ganz ausgeartet, eben wie das Gefühl eines Mädchens, welches weint, wenn man ein Fliege todt schlägt, und ruhigen Geistes einem unschuldigen Menschen den Kopf abschneiden sieht.

Freund, welche herrliche Aussichten in die medizinische Zukunft! Der Praktiker fühlt, mit welcher Krankheit er es zu thun hat, und welche Mittel er anwenden muß; und er braucht nicht mehr zu rufen: Ich fühle! ich fühle! Nein, er kann dieses Gefühl auch andern mittheilen.

Lange genug hat uns die philosophische Medizin mit ihren barbarischen Kunstwörtern geplagt: es ist Zeit,

daß die poetische sie verdränge. Glaubst du, es mögte wenige Praktiker geben, die Dichtertalent genug hätten, ihre Gefühle andern mitzutheilen? — Dafür ist mir eben nicht bange. Leicht werden sie die Prosodie lernen, und einen Hexameter machen, wo auf jeder Seite ein halbhundert Participia vorkommen: — Ist das nicht genug? — Man sey nur so billig gegen sie, als gegen die philosophischen Aerzte, so wird es schon gehen.

Wir wollen diese Mittheilung erwarten, und inzwischen als gefühllose Empiriker untersuchen: ob das praktische Gefühl etwas Wirkliches oder eine bloße Chimäre sey.

Es ist sicher ein gewisses Gefühl in dem Praktiker, aber nicht ein solches, das ihn bestimmt, wie er handeln muß, sondern ein solches, das ihn bloß zum Handeln bestimmt.

Da, wo wir als Praktiker handeln sollen, wägt unsere Vernunft alle wahrscheinlichen Gründe gegen einander ab; dadurch entstehet unser Urtheil über die Natur einer Krankheit, und die Bestimmung der nöthigen Heilmittel. Nun trifft es sich aber zuweilen, daß bloß eine geringe Wahrscheinlichkeit auf der Wage der Vernunft den Ausschlag geben kann, weil nähmlich keine wichtigere Gründe vorhanden oder nicht zu entdecken sind. Desto geringer diese Wahrscheinlichkeit ist,

desto unsicherer muß der Erfolg der durch ein solches Raisonnement bestimmten Heilart seyn. Nun soll und muß aber in manchen Fällen gehandelt werden; denn nicht immer ist es Zeit den Zauderer zu spielen. Um hier zu handeln, dazu gehört Entschlossenheit. Diese hat aber ohne Zweifel ihren Grund in körperlicher Anlage; einem Menschen hat sie die Natur ganz verweigert, und dem andern in reichem Maaße mitgetheilt. Ja ein und derselbe Mensch kann zu verschiedenen Zeiten, je nachdem sein Körper mehr oder weniger Energie hat, entschlossen oder verzagt seyn. Den entschlossenen Mann belebt in gefährlichen Fällen der einmahl gefaßte Entschluß, und das Gefühl eigener Energie wird dadurch in dem Momente des Handelns noch verstärkt. Dem Unschlüssigen raubt das unaufhörliche Hin- und Herwanken vollends allen Muth, und das Gefühl eigener Schwäche wird dadurch ebenfalls vermehrt. Wenn man also das Gefühl der Energie und Entschlossenheit, das praktische nennen will, so bin ich es zufrieden. Im Grunde ist es aber ganz unschicklich es so zu nennen; denn es ist nicht bloß dem Arzte eigen, sondern jeder Mensch muß es haben. Dem es fehlt, der wird in hundert Angelegenheiten dieses Erdenlebens, mit sich selbst uneinig hin- und herwanken, unthätig bleiben, und zuweilen sich und andere unglücklich machen. *)

*) Andre verstehen unter dem praktischen Gefühle, eine Fertigkeit, schnell beobachtete Fälle richtig unter gewisse Re-

Wenn aber ein Arzt glaubt, das Gefühl sage ihm, wie er handeln müsse, so ist dieses gewiß eine grobe Täuschung. Er bringe nur in solchen Fällen die wahrscheinlichen Gründe für und wider zu Papier, und er wird finden, daß es bloß seine Vernunft ist, welche

---

geln zu subsumiren, ohne sich weder dieser Regeln, noch der Gründe seines Verfahrens deutlich bewußt zu seyn. (Siehe Osterhausens Aufsatz über das praktische Gefühl, in Röschlaubs Magazin, und Hufelands Bibliothek 2. Band Seite 174.) Der Rezensent sagt: Hierzu gibt es allerdings eine angebohrne Naturanlage, die in ihrer Art keinem Künstler, also auch dem Arzte nicht fehlen darf. — Meines Erachtens bestehet diese Anlage bloß in einer richtigen Beurtheilungskraft und einem schnellen Sachgedächtniß, verbunden mit einem Antheil Witz, welcher die Aehnlichkeiten bis in die verborgensten Zugänge verfolgt, und Scharfsinn, welcher auch die tief versteckten Unterschiede und Nuancen der Dinge bemerkt. — Wenn der Rezensent ferner sagt, die glücklichsten Aerzte, die es im Ganzen sind, sind unstreitig die geschicktesten, aber gewiß nicht immer die gelehrtesten und einsichtvollsten; so stimme ich ihm hierin vollkommen bey, glaube aber, daß man mit eben dem Rechte den Satz umkehren und sagen kann; die gelehrtesten Aerzte sind bey weitem nicht immer die geschicktesten und glücklichsten. — Eine mittelmäßige Beurtheilungskraft, ein gutes treues, aber weniger schnelles Gedächtniß, wenig Witz und Scharfsinn, sind die Eigenschaften, welche einen Menschen geschickt machen, ewig die Ideen anderer wiederzukäuen. So kann er mit der Zeit ein sehr gelehrter Mann werden, das heißt viel wissen, aber dieses Wissen stehet ihm nicht da augenblicklich zu Geboth, wo er es nöthig hätte.

Wenn ich aber die Bestimmung des praktischen Gefühls, welche der Rezensent in der Bibliothek aufstellt, als richtig

ihm zeigt, wie er handeln muß, *) jenes Gefühl ihn aber zum Handel bestimmt.

Der, welchem die Natur nicht ganz dieses Gefühl versagt hat, kann es dadurch verstärken, daß er sich gewöhnt, bey jedem vorkommenden gewöhnlichen Falle, alle wahrscheinlichen Gründe genau abzuwägen, und jeden bestimmt zu denken. Auf die Weise wird er glücklich heilen, und dieses glückliche Heilen seine Entschlossenheit in zweifelhaften Fällen vermehren.

Aber es gibt gewiße Fälle, in welchen auf der Wage der Vernunft auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit den Ausschlag gibt, wo, daß ich mich so ausdrücke, die

---

annehme; so folgt daraus, daß sich das Verfahren eines Arztes, obgleich er sich der Gründe, nach welchen er handelt, nicht deutlich bewußt war, doch vor dem Foro der Vernunft müsse rechtfertigen lassen, eben so wie Wortfügungen mit den Regeln der Sprachlehre übereinstimmen, ohne daß man, indem man schrieb, sich diese Regeln deutlich dachte. — Nun finden wir aber Krankengeschichten aufgezeichnet, wo sich das Verfahren des Arztes auf keine Weise vor dem Foro der Vernunft rechtfertigen läßt. Ich schließe also daraus, daß in solchen Fällen ihn ein Gefühl im eigentlichen Sinne des Worts geleitet; er hat den Kranken purgirt, zur Ader gelassen, oder China gereicht, gerade so, wie man im Zorn jemand eine Ohrfeige gibt.

*) Siehe Moses Mendelsohns Abhandlung über die Wahrscheinlichkeit.

Zunge in der Mitte stehet. Da würde es wahre Raserey seyn, zu handeln, da kann nur der Narr etwas fühlen, dem es am schnellen Urtheil oder am schnellen Gedächtniß oder wirklich an Kenntnissen fehlt, um alle wahrscheinlichen Gründe gehörig zu prüfen. Der vernünftige Mann siehet sich oft in die Nothwendigkeit versetzt, unthätig zu seyn, wie uns das Beyspiel großer und mit Recht geschätzter Aerzte lehrt.

Dieses mag genug vom praktischen Gefühle seyn. Du hast mich auf Abwege gebracht. Nächstens muß ich dir zeigen, wie die Aftermedizin in der ganzen äußern Natur und in der Einrichtung des menschlichen Körpers selbst gegründet sey.

Sechszehnter Brief.

Die Beobachtungen der Aerzte lehren uns, daß der Charakter der acuten Krankheiten nicht immer bey jedem Individuo verschieden sey, sondern eine längere oder kürzere Zeit in einem größern oder kleinern Bezirke der Welt im allgemeinen ein und der nähmliche bleibe. In einem meiner vorigen Briefe habe ich dir eine Stelle aus Sydenhams Werke angeführt, wo dieser Mann sagt: wenn er den allgemeinen Krankheitscharakter einmahl richtig erforscht, und eine zweck-

mäßige Heilart dagegen ersonnen; so könne er diese bey allen vorkommenden Kranken mit dem glücklichsten Erfolge anwenden. Meine Erfahrung bestätiget diese Aussage Sydenhams vollkommen. Ich sehe, wenn ich einmahl den herrschenden Krankheitscharakter erkannt, bey einzelnen Kranken keinen Unterschied, als bloß in den Symptomen. Von Zeit zu Zeit verändert sich auch die herrschende Krankheit im allgemeinen, so daß bald mehr bald minder Gefahr damit verbunden ist; der Charakter bleibt aber immer derselbe. So sind zwar in hiesiger Gegend die herrschenden Fieber asthenischer Natur, allein die Gefahr, welche mit den dießjährigen verknüpft ist, ist unbedeutend, und gar nicht mit der zu vergleichen, welche mit den Fiebern des vorigen Jahrs verbunden war. Zwar habe ich Bemerkungen über epidemische Krankheiten von Aerzten gelesen, welche behaupten, daß bey einer allgemein und häufig herrschenden Krankheit der Charakter nicht im allgemeinen gleich geblieben, sondern das Fieber bey einem Menschen diesen, bey dem andern jenen Charakter angenommen, wodurch bey verschiedenen Patienten auch eine verschiedene oft ganz entgegengesetzte Heilart nöthig geworden. Ich glaube diesen Amtsbrüdern, daß sie richtig beobachtet, und nicht bloß wegen Verschiedenheit der Symptome bey einzelnen Menschen, einen verschiedenen Krankheitscharakter angenommen. Dieser Glaube, daß sie richtig beobachtet, wird mir in Zukunft

dazu dienen, daß ich, wo möglich, noch genauer aufmerke; allein das kann ich dir sagen: bis jetzt beobachtete ich gerade das Gegentheil, und sehe mich genöthigt, Sydenshams Aussage vollkommen zu bestätigen.

Es ist, so viel ich weiß, noch keinem gelungen, mit einiger Wahrscheinlichkeit die Ursache anzugeben, warum der Charakter der acuten Krankheiten in einer Gegend eine Zeit, oft eine sehr lange Zeit sich gleich bleibt.

Einem ansteckenden, sich von einem auf den andern fortpflanzendem Gifte, kann man dieses nicht immer zuschreiben, der Veränderung der Witterung eben so wenig, und ob der Einfluß der Gestirne dabey in Anschlag zu bringen sey, weiß ich gar nicht, Mead hat mir zum wenigsten keinen Aufschluß darüber gegeben. Die Schwierigkeit einer auch nur etwas wahrscheinlichen Erklärung, hat auch wohl neuere philosophische Aerzte bewogen, die ganze Lehre von der epidemischen Constitution als eine Fabel zu verwerfen. Meiner Meinung nach kann aber die Philosophie darin wenig bestimmen; überdieß gibt es ja, wie Herr Fichte sagt, selbst unter den wirklichen philosophischen Schriftstellern kaum ein halbes Dutzend, welche einmahl wissen, was Phi-

losophie sey, *) es ist also noch die große Frage, ob unsre mit philosophischen Terminologien prunkenden Aerzte wohl wirklich Philosophen sind.

Wenn wir die Erfahrung: daß der Charakter der acuten Krankheiten eine ganze Zeitlang unverändert bleiben könne, als wahr annehmen; so siehest du leicht ein, daß gerade dieses Gleichbleiben eine Ursache der Medikasterey werden muß. Der Quacksalber kann ein praktisches Handbuch haben (und gewöhnlich ist dieß der Fall) worin eine gute und dem gegenwärtigen Krankheitscharakter angemessene Heilart beschrieben ist, oder er hat diese zufällig einem andern Arzte abgesehen, oder seine Heilart, welche er blindlings bey allen Krankheiten anwendet, paßt gerade vortrefflich auf die gegenwärtige. So kann es wohl nicht fehlen, daß er mit ziemlich gutem Erfolge eine Zeitlang praktizirt.

Hier werden nun auch selbst die vernünftigsten Leute irre. Sie können den glücklichen Erfolg seiner Curen zwar in einzelnen Fällen dem blinden Zufalle beymessen, aber sein anhaltendes Glück auf Rechnung des Zufalls zu schreiben, das scheint ihnen widersinnig. Also erhält

*) J. G. Fichte: Sonnenklarer Bericht an das größere Publikum über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie. Ein Versuch die Leser zum Verstehen zu zwingen.

erhält auch bey ihnen der Medikaster das Ansehen eines geschickten Arztes, und so wird sein Credit gegründet.

Nimm an die feststehende Constitution sey sthenisch, es herrschen häufig ächte Brust- und Halsentzündungen in einer Gegend, so bleibt das Hauptmittel wohl Aderlaßen, und jeder Medikaster, der dreist genug ist, wird sich leicht den Ruf eines geschickten Arztes erwerben können. Er braucht nur das erste beste medizinische Handbuch nachzulesen. Er wird die dort aufgezählten Symptome bey seinen Kranken wiederfinden, die vorgeschriebene Heilart anwenden, und glücklich heilen. Freylich wird sich derselbe glückliche Arzt bey einer Veränderung der epidemischen Constitution nicht zu helfen wissen. Es werden ihn auch bey unveränderter Constitution in einzelnen Fällen scheinbar widersprechende Symptome irre führen, er wird in diesen einzelnen Fällen nicht so glücklich heilen, als der einsichtsvolle Arzt; allein sein Ruf hängt nicht von einzelnen Fällen ab. Curirt er nur im allgemeinen glücklich, so ist es schon genug, um ihm Credit zu verschaffen; denn jeder, der durch ihn geheilt ist, verkündigt seine Thaten mit lauter Stimme.

Das, was ich dir hier schreibe, sind nicht bloß Möglichkeiten, sondern ich habe dergleichen selbst erlebt. Wie z. B. im Jahr 1796 zu Cleve die Ruhr allgemein war, heilte ein Medikaster sie durch den Mohnsaft, und der Erfolg war wirklich recht gut. Daß dadurch sein

Auf einen merklichen Zuwachs erhielt, brauche ich dir wohl nicht zu versichern.

Doch nicht bloß die epidemische Constitution, sondern auch die ganze äußere Natur veranlaßt die Medikasterey.

Alles, was den Menschen umgibt, hat mehr oder weniger, nahe oder entfernte Einwirkung auf ihn. Diese Einwirkung ist eine nothwendige Bedingung des Lebens. Die Größe der durch irgend eine gegebene Einwirkung in dem lebenden Körper veranlaßten Veränderung, hängt ab: von der mehr oder mindern Lebensthätigkeit, von der Mischung der Materie und von der mehr oder wenigern Normalität des Mechanismus. Der anhaltende Gebrauch des gesalzenen Fleisches, der Mehlspeisen, Hülsenfrüchten u. s. w. wird z. B. C. gut bekommen, er wird beleibt und blühend dabey werden, D. wird blaß und mager, riecht übel aus dem Munde, sein Zahnfleisch blutet, die Zähne fallen ihm selbst aus, sein Blut wird so dünn, daß ein geringer Druck auf der Haut eine Ergießung desselben ins Zellgewebe verursacht. E, der gute Eingeweide hat, fühlt sich nach einer reichlichen Mahlzeit ganz behaglich; F, der eine verhärtete Leber, oder verhärtete Gekrösedrüsen hat, ist nach derselben Mahlzeit äußerst unbehaglich und mißlaunig.

Wenn es also wahr ist, daß die durch eine äußere Einwirkung zu veranlassende Veränderung im Körper, von dem Grade der Lebensthätigkeit, von der Mischung der Materie, und der Normalität des Mechanismus abhängt: so werden wir bekennen müssen, daß, da Krankheit eine Abweichung vom normalen Gesundheitszustande voraussetzt, alle äußere Einwirkungen auch eine ganz verschiedene Veränderung in kranken Körpern hervorbringen müssen, als im gesunden. Auf die Weise läßt es sich aber leicht begreifen, daß manche äußere Einwirkung, welche bey einem Gesunden kaum eine wahrnehmbare Veränderung verursacht, beym Kranken eine sehr auffallende hervorbringt. In manchen Fällen mag diese eben nicht sehr erwünscht seyn, und zum Verderben des Kranken beytragen; in sehr vielen Fällen dient sie aber gewiß dazu, ihm seine Gesundheit wieder zu verschaffen. Wir schreiben dieses dem Zufalle zu; allein das ist ein leeres Wort. Will man alle die Veränderungen dem Zufalle zuschreiben, welche entstehen ohne daß die Vernunft eines Menschen ihre Ursachen einsiehet, ohne daß sie sie selbst beabsichtigt; so kann man den Ausdruck gelten lassen. Nichts destoweniger gründen sich aber alle diese dem Zufalle zugeschriebenen Veränderungen auf ewige unwandelbare Naturgesetze. Manche äußere Einwirkungen kennen wir, und muthmaßen die Veränderungen, welche sie im Körper hervorzubringen im Stande sind; aber wie viele mö-

gen wir nicht kennen, ja kaum ahnden! denke an die Elektricität, an den Metallreitz, an den thierischen Magnetismus, und du wirst bekennen müssen, daß wir Dinge wissen, von denen sich unsre Vorfahren nichts träumen ließen, und daß gewiß einst unsere Nachkommen auf uns, als auf arme Unmündige herabschauen werden.

In dieser Einwirkung der ganzen äußern Natur liegt der Grund, warum Krankheiten ohne Hülfe des Arztes geheilt werden; aber auch zugleich der Grund, warum der Medikaster das Ansehen eines einsichtsvollen Arztes beym Volke erhält. Wenn der Kranke genest, so fragt man nicht, hätte er geschwinder oder sicherer können geheilt werden, wäre er vielleicht ohne Hülfe seines Arztes eben so schnell, ja vielleicht noch schneller genesen: nein, man schreibt die Heilung dem zu, der ihn als Arzt besuchte. Unternimmt also der Afterarzt auch nichts Entscheidendes, so wird doch unter seinen Händen mancher die Gesundheit wieder erhalten, und ihn jedem als einen geschickten Heilkünstler anpreisen.

Endlich aber, mein Bester, ist die Medikasterey auch in der innern Einrichtung des menschlichen Körpers selbst gegründet. Von jeher redete man viel von den Heilkräften der Natur. Ich glaube wohl, daß

mancher, der davon geredet und geschrieben, mit diesen Worten zum Theil unrichtige, zum Theil sehr dunkle Begriffe verbunden habe. So mögen manche sich dieselbe als ein von der Lebenskraft verschiedene gedacht, und andre die Einwirkung der ganzen äußern Natur nicht genug in Betracht gezogen haben. So viel ist aber wohl gewiß, daß es von jeher vernünftige Aerzte gegeben, welche richtige Begriffe mit dem Ausdrucke Heilkraft (vis medicatrix, Natura medicatrix) verbunden haben. Diese Heilkraft bestimmt Herr Hufeland *) durch ein Vermögen des Körpers, nicht allein sich und sein Leben zu erhalten, sondern auch Stöhrungen und fehlerhafte Zustände desselben wieder aufzuheben, und ins Gleiche zu bringen. Beweise für diese Heilkraft der Natur sucht er in der Erfahrung, und in der Theorie des Organismus. Der bündigste Erfahrungsbeweis ist wohl der: daß keine heilbare Krankheit existirt, welche nicht schon durch die Natur allein, ohne Beyhülfe des Arztes geheilt worden wäre.

Der theoretische Beweis liegt in dem Begriffe des Organismus, seiner Zweckmäßigkeit, und seines Selbsterhaltungs- und Regenerationsvermögens. „Ein Wesen, das sich zweckmäßig selbst erhalten und schaffen „kann, (sagt der Verfasser) muß auch Hindernisse sei„ner Selbstthätigkeit entfernen, schädliche Stoffe und

*) System der praktischen Heilkunde 1. B.

„Potenzen abhalten und absondern, ein gestörtes Gleich=
„gewicht der Kräfte wieder herstellen, fehlerhafte Mi=
schungen der Materie wieder verbessern, d. h. Krankhei=
„ten heilen können.“

Du siehest, ohne Mühe ein, lieber Carl, daß gerade diese Heilkraft der Natur die Medikasterey veranlasse. Einmahl dadurch, daß der unberufene Arzt, die von der Natur vollbrachte Heilung, seinen oft ganz unbedeutenden Mitteln zuschreibt, und durch diesen erwünschten Erfolg aufgemuntert, dreist und stolz auf der einmahl betretenen Bahn fortwandelt. Zum andern dadurch, daß auch das Volk die glückliche Heilung seiner Geschicklichkeit zuschreibt, und ihn auf die Weise zum einsichtsvollen und glücklichen Arzte stempelt.

Ich habe dir schon in meinem vorletzten Briefe bemerkt, daß, obgleich unsre Vernunft in den lebenden Körpern, die Materie, den Mechanismum, und die Lebenskraft unterscheidet, doch diese drey nur eins, nähmlich den organischen Körper ausmachen. Keines dieser Verhältniße kann einzeln verändert werden, ohne daß das Ganze nicht dadurch verändert würde. So läßt es sich begreifen, wie man ein und die nähmliche Krankheit auf ganz verschiedene oft entgegengesetzte Weise heilen kann. Nimm an, es habe sich jemand den Magen mit Speise überladen, so kannst du diese Speise einmahl als ein Hinderniß der regelmäßigen Bewegung

dieses Eingeweides ansehen, und sie durch ein Brechmittel wegschaffen. Du kannst aber auch unmittelbar die Lebensthätigkeit des Magens durch bittere und reitzende Mittel erhöhen, so werden auch in vielen Fällen die Beschwerden verschwinden.

Zwar halte ich dafür, daß die richtigste Ansicht einer Krankheit auch zur schnellsten und sichersten Heilart führe: nichts destoweniger gebe ich aber zu, daß, wenn das bloße Heilen, oder gar das bloße Erhalten des Lebens der höchste Zweck der Medizin ist, es dann in vielen Fällen gleichgültig sey, aus welchem Gesichtspunkte man ein zu hebendes Uebel ansehe. Ich sage in vielen Fällen; denn in manchen, wie zum Beyspiele in epidemischen Krankheiten, welche in einigen Tagen tödten, mögte es wohl nicht gleichgültig seyn, ob wir uns bemühen, angeblich schadhafte Stoffe auszuleeren, oder die Lebensthätigkeit zu vermehren. Jedoch gibt es auch epidemische und wirklich ziemlich gefährliche Krankheiten, wo der Arzt, der sie auch nicht eben aus dem richtigsten Gesichtspunkte ansiehet, zwar nicht mit entscheidendem Glücke praktiziren, aber wenn er einmahl einen guten Credit im Publico hat, doch immer so praktiziren wird, daß er eben diesen Credit nicht verliert; denn dazu gehört schon sehr großes und anhaltendes Unglück. Eine solche Krankheit ist z. B. das epidemische Faulfieber, welches die ältern Schriftsteller

Febris petechialis nannten. Man kann dieses bloß mit stärkenden und excitirenden Mitteln behandeln, das heißt, die Lebensthätigkeit erhöhen. Zwar wird man auf diesem Wege eben nicht vermeiden, daß das Fieber alle Stadien durchläuft, man wird sich auch eben keines ausgezeichneten Glückes zu freuen haben, das heißt, es werden mehrere sterben; aber es wird doch so arg nicht seyn, daß man gerade den Nahmen eines unglücklichen Arztes in seinem Zirkel bekäme.

Betrachtet man hingegen diese Fieber als Humoralpathalog, denkt man darauf, wie man die Auflösung des Bluts hemmen, die in den ersten Wegen vorhandenen Säfte, welche, wofern wir anders unsern Sinnen trauen dürfen, einen gewissen Grad von Fäulniß (erlaube mir diesen Ausdruck) untergangen, verbessern könne; gibt man also reichliche Gaben Säure, so daß in kurzer Zeit der ganze Darmkanal damit erfüllt ist: so wird man gewiß mit viel größerm Glücke die Kranken behandeln.

Wenn du also bedenkst, daß es in manchen Fällen, um den Kranken bloß im Leben zu erhalten, um mit mittelmäßigem Erfolge zu praktiziren, gleichgültig ist, aus welchem Gesichtspunkte man ein Uebel ansiehet, so wird dir deutlich werden, daß gerade dieses vorzüglich die Medikasterey begünstigen müsse.

Solche gefährliche Krankheiten, wo die Natur jeden Mißgriff an dem Arzte rächt, gibt es zum Glück der Menschheit und der Aerzte nicht viel, und wenn sie epidemisch sind, so währen sie nur eine kurze Zeit. Ein Medikaster kann sich also Credit genug verschaffen, wenn er auch der unwissendste ist, und alle Krankheiten fast auf einerley Weise behandelt. Bey dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, die Frage zu beantworten, welcher mancher Nichtarzt aufwirst: wie es nähmlich möglich sey, daß, da geschickte Aerzte nicht selten unter sich über die Natur einer Krankheit uneinig sind, ja sogar über die Wirkungsart der wichtigsten Mittel sich nicht vereinbaren können, daß doch bey so entgegen gesetzten Meynungen, einerley Krankheiten von ihnen geheilt werden. Der Gründe, welche dieses Räthsel lösen, sind drey:

1) Die Heilkräfte der Natur.

2) Die Einrichtung des Organismi, vermöge welcher es unmöglich ist, irgend ein Verhältniß zu verändern, ohne daß das Ganze dadurch verändert würde. Von beyden habe ich geredet.

Der dritte Grund ist aber: weil die Wirkungsart der Mittel nicht anders, als hypothetisch kann bestimmt werden. In meinem vorletzten Briefe habe ich dir schon gezeigt, daß eine sichere Bestimmung der Wirkungsart

der Arzeneyen unmöglich sey. Wir können sie bloß aus den wahrnehmbaren Veränderungen, welche sie bey Gesunden hervorbringen, bestimmen, indem wir von diesen wahrnehmbaren Veränderungen auf eine gewisse nicht wahrnehmbare Veränderung im Organismo schließen. Dieses ist aber sehr unsicher. Zweytens bestimmen wir die Wirkung der Mittel so, daß wir den Charakter einer Krankheit hypothetisch fest setzen, und die Wirkung der Mittel, nachdem sie schädlich oder zuträglich bey dieser Krankheit sind, darnach bestimmen. Auf die Weise bestimmt auch unser Quasiphilosoph der Professor Röschlaub, die Wirkung der Schädlichkeiten in seiner Pathogenie, und es ist wirklich kein anderer Weg möglich. Daraus ergibt sich, daß sich unsre Begriffe über die Wirkungsarten der Heilmittel nach unsern Begriffen über die Natur der Krankheiten richten. Und so können zwey Aerzte ein und dasselbe Mittel bey einem Uebel anwenden, und doch über die Natur dieses Uebels, und über die Wirkungsart dieses Mittels ganz entgegengesetzter Meynung seyn. *) Darum sagt auch Herr Hu-

*) Zuweilen mag aber diese Verschiedenheit der Begriffe über die Wirkungsart eines Mittels bloß eine Verschiedenheit der Worte seyn, wodurch man sie ausdruckt. Denn nicht selten stimmen die Theorien älterer und neuerer Aerzte, nach Abzug des Sprachgebrauchs ihres Zeitalters, sehr überein. Eine der merkwürdigsten Uebereinstimmungen der Art erinnere ich mich vor einiger Zeit zwischen der Theorie des Herrn Busch über die Wirkungsart des Schwefels in der Lungen-

feland, dieser Unterschied sey bloß subjectiv. *) Meines Erachtens kommt es in der Praxi darauf an, eine gewisse Einheit in seinem Raisonnement über Krankheiten und Heilmittel zu bringen, sonst kann man nicht Arzt seyn.

Ich halte aber eben nicht dafür, daß es immer gleichgültig sey, wie man raisonnirt. Bloß da ist es gleichgültig, wo man über einzelne schon geheilte Krankheiten schwatzt; da kann man alle mögliche Erklärungen wagen. Aber bey einer noch zu Heilenden, wo unser Raisonnement unser Handeln bestimmen soll, da ist es nicht immer gleichgültig. Die Theorie ist die beste, nach der sich im gegenwärtigen Falle, die zweckmäßigsten Heilmittel am besten bestimmen lassen, nach der man sagen kann: so und nicht anders muß verfahren werden, wenn der Kranke sicher und bald wieder genesen soll, und wo (was die Hauptsache ist) der Erfolg, in den meisten Fällen, diese Aussage bestätiget.

---

vereiterung, (Journal der Theorien, Erfindungen und Widersprüche 36 Stück) und der des Th. Willis über eben diesen Gegenstand, gefunden zu haben. Man muß aber um Willis Erklärung ganz zu verstehen, seine sehr merkwürdige Abhandlung de sanguinis incalescentia sive accessione damit vergleichen, worin er nähmlich beweiset, daß beym Athemholen ein wahrer Verbrennungsprozeß statt habe, wodurch das Blut Wärme und Röthe erhalte.

**) System der praktischen Heilkunde 1. B.

Der, welcher selbst über die Heilkunde nachgedacht, wird wissen, daß alle Prämissen, woraus er folgert, nicht vollkommen gewiß, sondern hypothetisch sind. Er wird also auch alle Folgerungen nicht als unumstößliche Wahrheiten ansehen. Dadurch allein wird er zum aufmerksamen Beobachter gebildet; denn seine Theorie verblendet ihm nicht die Augen, sondern sie dient ihm bloß zum Lichte in dem dunkeln Labyrinthe der Natur, sie lenkt seine Aufmerksamkeit auf tausend Dinge, welche er als roher Empiriker würde übersehen haben, und wird er gleich alt, wie die Patriarchen, so werden ihn doch nicht bloß pathologische Raritäten interessiren, sondern jede vorkommende Krankheit bestätiget oder verbessert seine theoretischen Sätze, und auf die Weise gelangt er zur richtigen Erfahrung. *)

Siebenzehnter Brief.

Endlich sind wir dann zur letzten Ursache der Aftermedizin gekommen. Dieses ist die Hinfälligkeit unsrer Maschine, welche keine Kunst abhalten kann. Wir müs-

*) Medico enim nunquam desistendum est ab observationibus et experimentis, neque ulla licet etiam minoris momenti videantur negligenda sunt. Nos certe non facile casum quendam praetermittimus, quia vix ullus incidit ex quo non quippiam adhuc addiscere possimus quum ad minimum, quod iam inventum et cognitum fuit exinde confirmetur.

F. Hoffmanni Med. Rat.

sen hier nicht bloß an das Alter und der daraus entspringenden Schwäche denken, sondern auch an andre wirklich unheilbare Krankheiten, welche theils in einer erblichen Anlage ihren Grund haben, wie z. B. einige Arten der Schwindsucht, theils durch zufällige äussere Einwirkung, welche abzuhalten nicht immer in unserer Macht stehen, theils durch Geringschätzung ihres ersten Anfanges von Seiten des Kranken, wirklich unheilbar waren oder geworden sind. Hier kann der Arzt wenig oder gar nichts ausrichten. Der Patient aber, der deßhalb, weil sein Uebel unheilbar ist, doch nicht die Liebe zum Leben verliert, und der auch bey der größten Ausdauer zuletzt einsiehet, daß die Bemühungen des rationellen Arztes fruchtlos sind, wendet sich an einen Medikaster, der ihn aus Dummheit oder aus Habsucht zu heilen dreist verspricht.

Du mögtest aber sagen, durch solche Fälle kann der Afterarzt keinen Credit beym Volke bekommen. Freylich, wenn dadurch bloß und allein die Medikasterey befördert werden könnte, so würde sie bald ganz aufhören. Allein dieses ist eine Ursache, welche bloß vereint und mit andern angeführten sie begünstiget. Bey manchen unheilbaren Krankheiten fühlt sich der Kranke bald etwas besser, bald schlimmer. Verabschiedet er nun den ordentlichen Arzt, und wendet sich an einen Pfuscher, so glaubt er, der werde ihn gewiß retten. Dieser Glaube

durch die Liebe zum Leben verstärkt, ermuntert ihn, und er fühlt sich wirklich viel besser. Besuchen ihn nun seine Freunde, so heißt es: Ich bin merklich gebessert, hätte ich doch eher den verschrieenen Quacksalber gebraucht; der versteht mehr, als alle promovirten Aerzte.

Ein solches Gerücht verbreitet sich schnell durch eine Gegend, vorzüglich wenn der Kranke ein Mann ist, der durch seinen Reichthum, oder durch seine Geschäfte, oder durch seine Familie in weitläuftigen Verbindungen stehet. Dieses gibt dem Afterarzte ein Ansehen beym Volke, und ehe der Kranke stirbt, hat er in der Zwischenzeit schon mehr heilbare Patienten behandelt, welche unter seinen Händen gesund geworden. Stirbt endlich der Unheilbare, so kann er wenig von seinem Credit verlieren; denn andere Aerzte haben ja auch das Uebel nicht heben können. Wenn er einige Weltklugheit besitzt, so wird er gleich anfänglich erklärt haben: Es sey schon weit mit dem Patienten gekommen, hätte er sich ihm früher anvertraut, so würde er ihn gewiß geheilt haben, jetzt sey freylich viel versäumt, er denke aber, wenn nur keine neuen Uebel hinzukämen, noch zum Zwecke zu gelangen. So kann er es wirklich dahin bringen, daß die Freunde des Verstorbenen ihn selbst nach der mißlungenen Cur, noch als einen geschickten Mann ansehen, und die approbirten Aerzte als dumme Teufel verschreyen, welche die Krankheit anfänglich verkehrt behandelt, und unheilbar gemacht.

Wenn man aber die Sache von einer andern Seite betrachtet, so wird man bekennen müssen, daß kein besserer Tröster für unheilbare Kranken sey, als der Medikaster; denn in den desperatesten Fällen verspricht er sichere Hülfe. Dadurch wird aber der Kranke, und sein Weib und seine Kinder beruhigt. Kann ein vernünftiger Arzt dieses nachahmen, ohne sich und die Heilkunde lächerlich zu machen? — Wirklich, Carl, ich finde es hart, durch gewaltsame Unterdrückung der Afterärzte dem, dem Tode nahen Kranken seinen letzten Trost zu rauben. Der durch langwierige Leiden Gemartete, dessen körperliche Kräfte sind nicht bloß geschwächt, sondern auch die Kraft seines Geistes. Er ist nicht mehr der vernünftige helle Kopf, der er bey vollkommener Gesundheit war, nein, er ist zum unmündigen Kinde geworden. Wäre er bey vollkommener Gesundheit ruhig und entschlossen dem gewissen Tode entgegengegangen, so fürchtet er ihn jetzt, ängstlich sucht er ihm zu entfliehen. Hat er alle Mittel, welche ihm seine gesunde Vernunft riethen, umsonst angewendet, hat er geschickte Aerzte umsonst zu Hülfe gerufen, so kann er sich doch nicht überreden, daß sein Tod gewiß sey, denn das vernünftige Nachdenken ist nicht mehr seine Sache. Es ist genug, wenn ihm jemand sagt, dieser oder jener Medikaster hat eine ähnliche Krankheit geheilt, er läßt ihn zu sich kommen, und findet bey ihm die fast verlorne Hoffnung wieder. Siehe da den Afterarzt als tröstenden

Engel, der dem Unglücklichen am offnen Grabe freundlich seine Hand reicht. Willst du ihn tadeln, den Unglücklichen? Ey so tadle auch den, der ins Wasser fiel, daß er sich an eine zerbrechliche Staude festhält, an welche ihn gerade der Strom unaufhaltsam vorbeytreibt.

Ich habe dir jetzt die vorzüglichsten Ursachen der Aftermedizin gezeigt, mehrere Einwürfe, ohne sie von dir abzuwarten, beantwortet; andere hast du mir gemacht, und ich habe sie dir ebenfalls beantwortet. Jetzt, denke ich, wirst du begreifen, daß jenes Uebel so tiefe kaum zu ergründende Wurzeln geschlagen, daß ein Paar Interdicte es gewiß nicht ausrotten werden.

Denke dem, was ich dir von Zeit zu Zeit geschrieben, nochmahls reiflich nach, und fallen dir noch irgend erhebliche Einwürfe bey, so theile mir sie mit, ich werde sie prüfen, und dir meine Meynung darüber schreiben.

Achtzehnter Brief.

Wie ich dein Paket erhielt, und auf der Adresse die Worte: Gedruckte Sachen, las, da glaubte ich nichts sicherer, als eins deiner Geistesprodukte in Händen zu haben. Gott weiß, dachte ich, ob ihn mein Raisonnement über das praktische Gefühl nicht auf den glücklichen Einfall

ge=

gebracht hat, einen Musenalmanach zur Vervollkommung der Heilkunde zuschreiben. Aber siehe, wie ich das Paket erbreche, enthält es preußische Medizinalverordnungen.

Du willst mir beweisen, daß dieser Staat der Unvollkommenheit, welche durch das ungleiche Verhältniß zwischen dem Numero der ordentlichen Aerzte, und der Volkszahl und dem Flächeninhalte der Länder entstehet, dadurch abgeholfen, daß er den Landchirurgen mit bebestimmter Einschränkung Praxin medicam auszuüben erlaubt. Ich muß dir aber bekennen, daß es mir ganz zuwider ist, über die Gesetze irgend eines Staats zu urtheilen. Ich bin französischer Bürger, und habe dir doch noch kein Wort über unsere Medizinalverordnungen gesagt, erlaube mir also auch, daß ich von den preußischen ganz stillschweige. Laß uns lieber im allgemeinen, ohne auf die Verordnungen irgend eines Staats Rücksicht zu nehmen, untersuchen, ob die Anstellung einer zweyten geringern Classe von Aerzten (man mag sie Gesundheitsbeamte oder Chirurgen nennen) zur Ausrottung der Aftermedizin beytragen könne.

Zuerst bemerke ich, daß diese Classe der Aerzte nicht die Medizin in ihrem ganzen Umfange kennt. Der Staat macht nicht diese Forderung an sie, welches daraus erhellet, daß er sie nicht einer so strengen Prüfung, als die wirklichen Aerzte oder Doctoren der Me-

dizin unterwirft. Wenn also der ein Afterarzt zu nennen ist, der das Heilgeschäft ausübt, ohne alle dazu nöthigen Kenntniße zu besitzen: so muß man jene Halbärzte als Medikaster ansehen.

Könnte man ihnen aber nicht einen solchen Wirkungskreis vorzeichnen, der ihren geringeren Kenntnißen angemessen wäre, und so das physische Wohl der Bürger, den endlichen Zweck der rationellen Heilkunde, befördern? —

Man müßte eine solche Einrichtung treffen, daß diesen Männern bloß in solchen Orten Praxin medicam auszuüben gestattet würde, wo kein wirklicher Arzt vorhanden wäre. Das lautet gut; laß uns die Sache einmahl näher erwägen.

Wenn es die Pflicht des Staats ist, für die Gesundheit seiner Bürger zu sorgen, so wird es auch wohl seine Pflicht seyn, zu diesem Entzweck die besten Mittel zu wählen. Das beste Mittel ist nun aber wohl nicht Halbärzte in solche Orte zu schicken, wo wegen Armuth der Einwohner sich kein wirklicher Arzt niederlassen mag, sondern vielmehr gute brauchbare Aerzte dort anzustellen und sie zu bezahlen. Will der Staat für das Wohl der Bürger sorgen, so muß er nicht bloß für die sorgen, welche wohlhabend sind, und jene Vor=

sorge bezahlen können, sondern er muß auch für die Armen Sorge tragen, und ob er Halbärzte in Dörfern oder Städten anstellt, das läuft auf eins hinaus, denn hier wie dort wohnen Menschen, welche gleiche Rechte haben.

Wollte man das ganze Medizinalwesen in ökonomischer Hinsicht betrachten, so würde jene Einrichtung ganz consequent seyn. Die Aerzte, die in den Städten praktiziren wollten, müßten dem Staate eine gewisse Summe für diese Freyheit entrichten. An den Orten, wo sich wegen Armuth der Einwohner, kein Arzt niederlassen wollte, müßte man Halbärzte anstellen, und sich von diesen eine geringe Summe zahlen lassen. So erhielte man von allen großen und kleinern Orten Geld. Aber von dieser Seite hat man das Medizinalwesen wohl noch nicht betrachtet, als vielleicht bloß in unserm Lande zu den Zeiten des Direktoriums, wo man jedem für eine Summe, die sich nach der Bevölkerung der Communen richtete, ein Patent als Arzt gab, ohne auch nur zu fragen, ob er einige Kenntniß des Geschäfts habe, welches er treiben wolle.

Betrachtet man hingegen die Sache in polizeylicher Hinsicht, so wirst du mir zugeben müssen, daß die Anstellung der Halbärzte gegen den Begriff von der medizinischen Polizey streitet. Wenn sie nähmlich die Wis-

senschaft ist, „das Gesundheitswohl der in Gesellschaft „lebenden Menschen und derjenigen Thiere, deren sie „zu ihren Arbeiten und Unterhalte bedürfen, nach gewis„sen Grundsätzen zu handhaben;" *) so wird unter diesen gewissen Grundsätzen doch der wohl oben an stehen, daß man zur Beförderung des Gesundheitswohls der Bürger immer die zweckmäßigsten Mittel anwenden müsse. Das Ganze reduzirt sich aber, wie ich schon in einem meiner vorigen Briefe bemerkt, aufs Geld. Ein Staat mag oder kann wirklich nichts zur Besoldung der Aerzte hergeben.

Laß uns denn untersuchen, ob man mit Papier so viel ausrichten kann, als mit klingender Münze. Ob man durch ausführliche Vorschriften den Halbärzten einen bestimmten nicht zu überschreitenden Wirkungskreis vorzeichnen, also ohne Geldaufwand das physische Wohl der Bürger zweckmäßig befördern kann.

Wären die Heilkünstler Rechenmeister, die Heilkunde die Rechenkunst und die Krankheiten Exempel; so würde sich alles vortrefflich einrichten lassen. Man könnte Leute anstellen, die es bloß mit ganzen Zahlen zu thun hätten, andre, welche die Brüche berechnen müßten, und so weiter, bis man endlich zur Algebra

*) J. P. Frank System einer vollständigen medizinischen Polizey.

käme, für welche man in jeder Provinz einen Meister anstellen müßte. Wenn sich dann einmahl jemand, der fürs Addiren angesetzt wäre, an die Algebra wagen wollte, so könnte man ihn derb auf die Finger klopfen. Aber das paßt wahrlich nicht auf die Medizin. Kleinigkeiten gibt es einmahl für den Heilkünstler fast gar nicht. — Du könntest sagen: sehen wir nicht manche leicht zu hebenden Uebel? Es erkältet sich jemand, und bekommt ein unbedeutendes Catarrhalfieber, oder eine Heiserkeit, oder Husten, oder Durchfall, das geht in einigen Tagen wieder über, er muß sich nur warm halten und Fliederthee trinken. Freylich, wenn dergleichen Uebel verschwunden sind, dann weiß ich auch wohl, daß sie unbedeutend waren. Aber mit Krankheiten, welche beendigt sind, habe ich es als Heilkünstler nicht mehr zu thun, das sind Sachen, die gehen den Professor der Pathologie an, der kann sie am Schreibpulte in Classen bringen. Ich als Praktiker, der es mit Uebeln zu thun hat, welche noch erst sollen gehoben werden, kenne wahrlich wenig Kleinigkeiten. Ich sah, daß die wichtigsten und gefährlichsten Krankheiten einen unbedeutenden Anfang nahmen, darum sind mir auch gering scheinende Uebel wichtig. Hätten wir gewisse Zeichen zu bestimmen, dieses ist ein leichtes Catarrhalfieber, könnten wir mit Gewißheit sagen, es wird nicht in eine Entzündung ausarten, oder in ein Nervenfieber, so wäre alles gut, jeder, dem man die

Zeichen angegeben, und die Mittel gelehrt, könnte es behandeln. Aber wir können das nicht mit Sicherheit wissen; also sollen wir alle Wahrscheinlichkeiten genau gegen einander abwägen, und uns so einrichten, daß wir trotz dieser Ungewißheit der Erkenntniß sicher gehen. Darum wird die Verordnung des vernünftigen Arztes in vielen Fällen bey gering scheinenden Uebeln so ausfallen, daß ein andrer nicht begreifen kann, warum er so verordnet. Darum wird der vernünftige Heilkünstler zuweilen da zur Ader lassen, oder China und Wein reichen, wo der unvernünftige aber vielleicht gelehrte bloß Fliederthee trinken läßt. Freylich wird der Fliederdoctor oft den Verdruß haben, daß ein Nerven- oder Faulfieber zum Catarr schlägt, oder daß die Schwindsucht darauf folgt; aber das thut nichts, er kann ja dann die neuen Krankheiten nach den Regeln der Kunst behandeln; sterben auch Menschen, so sind sie doch nicht am Catarr gestorben.

Es ist ja ganz überflüßig, schreit der Fliederdoctor, daß sie hier zur Ader lassen, oder sie China und Wein reichen. — Aber gelehrter Mann denken sie doch an die Leichenhäuser, da schleppt man ja Tausende von Todten hinein, um der bloßen Möglichkeit willen, daß von diesen Tausenden einer erwachen könne; und sollte der praktische Arzt mit den Lebenden weniger gewissenhaft verfahren? Sollte er nicht in Ermangelung einer sichern

Erkenntniß lieber 10 Kranken etwas Ueberflüßiges reichen, das ihnen auf alle Fälle nichts schadet, als um das Ueberflüßige zu vermeiden, den 11ten in Gefahr gerathen oder wohl gar sterben lassen? *) Bey mir ist es ausgemacht, daß gerade die richtige Beurtheilung und Behandlung gering scheinender Uebel, die größte Kunst des rationellen und gewissenhaften Arztes sey. Ein Faulfieber zu erkennen, ein Nervenfieber, eine sthenische von einer asthenischen Brustentzündung zu unterscheiden, wenn es schon weit damit gekommen ist, das mag eben eine schlechte Kunst seyn, die kann ich jeden Menschen in ein Paar Stunden sammt der zweckmäßigen Heilart lehren: aber es gehört mehr dazu, es nicht so weit kommen zu lassen. Und diese Kunst, die größte in der praktischen Medizin, sollten an solchen Orten, wo kein ordentlicher Heilkünstler subsistiren kann, Halbärzte ausüben? Wenn man ihnen dieses zugibt, so mag man sie auch immerhin zu Doctoren und Professoren der Medizin creiren.

Aber könnte man denn die Halbärzte nicht anhalten, in bedenklichen Fällen einen kundigen Arzt zu Hülfe zu rufen, oder ihn um Rath zu fragen?

---

*) Sed ut hæc prudenti viro conveniunt, sic rursus histrionis est, parvam rem attollere quo plus præstitisse videatur.
A. C. Celsus.

Das lautet abermahls gut; ist es aber wirklich nicht. Denn wenn man den ersten Anfang einer Krankheit nicht richtig beurtheilt, also nicht die zweckmäßigen Mittel anwendet, das Uebel also statt zu verschwinden, viel ärger wird, so stehet es wahrlich nicht immer in der Gewalt des Arztes ihm Einhalt zu thun, und den Tod abzuwenden. Wer das Gegentheil behauptet, den halte ich für einen Neuling in der Medizin, dem ein Paar glückliche Curen das Gehirn verwirrten. Soll der Arzt bloß in gefährlichen Fällen erst zu Hülfe gerufen werden; so kann der Erfolg seiner Bemühungen unmöglich immer so seyn, daß dadurch die rationelle Heilkunde einige Achtung beym Volke erhalte. Der gewöhnliche Mensch merkt nicht auf die Umstände, unter denen der Arzt handelt. Nein er sagt bloß, der Doctor hat diesen und jenen in der Cur gehabt, und er ist gestorben, was wird es mir helfen, daß ich mich an ihn wende. — So würde der Staat selbst durch Ansetzung der Halbärzte, der rationellen Heilkunde in den Augen des Volks allen Werth rauben; und was heißt das anders, als die Aftermedizin befördern? —

Man könnte ferner sagen: es gibt manche Uebel, welche plötzlich mit Heftigkeit erscheinen, und ohne Hülfe der Kunst den Menschen schnell tödten. So haben wir Schlagflüße, Stickflüße, Convulsionen, Coliken, Halsentzündungen, welche mit jedem Augenblick

zunehmen, und den Kranken schnell in Lebensgefahr stürzen. Da man keine Aerzte in manchen Gegenden haben kann, so ist es doch gut, daß man zum wenigsten Halbärzte hat, denen eine zweckmäßige Behandlung solcher Uebel gelehrt ist.

Daß man keine Aerzte in manchen Gegenden haben kann, ist nicht gut; es fragt sich aber hier, ob in solchen Fällen Halbärzte ihre Stelle ersetzen können.

Es ist doch wahrlich um nichts schwieriger, die Ursache schnell entstandener Uebel zu erkennen, als die Natur chronischer Krankheiten. Zwischen beyden ist aber ein sehr wichtiger Unterschied, nähmlich: daß wir bey letzteren Zeit haben, uns lange zu besinnen, bey ersteren aber nicht. Wir müssen hier schnell alle wahrscheinlichen Gründe zusammen vergleichen, und handeln, wenn wir den Kranken retten wollen. Ohne selbst Arzt zu seyn, siehet jeder vernünftige Mann schon ein, daß es unendlich schwieriger sey, bey plötzlich entstandenen gefährlichen Uebeln, die zweckmäßigen Mittel anzuwenden, als bey langwierigen, und wenn es nöthig wäre, dir dieses durch die Autorität eines andern zu bestätigen, so erinnere ich dich an den Celsum, der eben dasselbe behauptet. *) Eine Instruction den Halbärzten zu

*) Magis autem ignoscendum medico est parum proficienti in acutis morbis quam in longis. Hic enim breve spatium

geben, wie sie sich bey solchen Uebeln zu benehmen hätten, das ist nicht hinreichend; denn, wenn man sie durch Auswendiglernen einiger Bogen dahin bringen könnte, daß sie plötzlich entstandene gefährliche Zufälle zweckmäßig behandelten, so würde man sie durch einige Bogen mehr vollends zu geschickten Heilkünstlern machen können, wenn ihnen das Schwierige so leicht beyzubringen ist, so wird man mit dem Leichteren noch weniger Mühe haben.

Es ist ferner eine bekannte Sache, daß epidemische Krankheiten nicht selten eine eigne Behandlung erfordern. Den Character derselben zu erforschen ist schwierig, und eben so schwierig eine zweckmäßige Heilart auszufinden, weil das, was man darüber bey andern Schriftstellern finden kann, zuweilen nur zur Hälfte, zuweilen gar nicht auf die gegenwärtige Krankheit paßt. *) Wie soll sich nun der Halbarzt dabey benehmen?

---

est, intra quod, si quod auxilium non profuit, æger extinguitur: ibi et deliberationi, et mutationi remediorum tempus patet.

A. Corn. Celsus de Medicina.

*) Quatenus vero febres quædam epidemice non raro grassantur, quæ nullas observant leges, neque ad certam doctrinæ normam revocari possunt: verum anomalæ prorsus quotannis variant, et propterea quoties earum aliqua increbrescit, statim morbus novus appellatur: id circo operæ pretium duxi, quoniam de his febribus generalia præcepta non sunt

Er muß sich an einen Arzt wenden, ihm die Krankheit beschreiben, und um sein Gutachten bitten. Das lautet wieder gut; allein an welchen Arzt soll er sich wenden, an den nächsten? Wenn der nun aber denkt, ich habe mit meinen eigenen Patienten genug zu schaffen, warum soll ich mir den Kopf fremder Sachen wegen zerbrechen? Will der Staat Halbärzte ansetzen, so mag er ihnen auch die Aerzte anweisen, bey denen sie sich Raths erhohlen können. — Wer so raisonnirt, dem kann man es eben nicht übel nehmen.

Der Staat würde also genöthigt seyn, hin und wieder Aerzte zur Belehrung der Halbärzte anzustellen, und, weil in dieser Welt bloß der Tod umsonst ist, sie für ihre Mühe zu bezahlen. Man hat auch wirklich in den meisten Ländern solche zu diesem Geschäfte verpflichtete Aerzte. Leider soll aber ein solcher Mann einer ganzen oft großen Provinz guten Rath ertheilen, nicht bloß bey Menschen, sondern auch beym Vieh. Dadurch entstehen denn wieder große Unvollkommenheiten.

Bey weitem nicht immer hat ein Landphysikus gerade auch Praxis in den Communen, wo eine Krank-

---

tradenda, historias particulares de quibusdam hujus farinæ subjungere.

Thomas Willis.

heit epidemisch herrscht; wie will er also die Behandlungsart derselben angeben können? — Nach der Relation der Halbärzte? — Das ist nicht hinreichend, denn gründliche Kenntniß der Heilkunde ist die erste nöthige Eigenschaft eines guten Beobachters. Und hätte auch der Halbarzt richtig beobachtet, so läßt sich doch auf die Erzählung der Symptome und der muthmaßlich vorhergegangenen Schädlichkeiten, noch keine zweckmäßige Heilart gründen.

Der Physikus könnte hingehen, und selbst die Kranken in Augenschein nehmen. — Der, welcher aber Geld hat, wird sich seine Besuche verbitten, es wird ihm unangenehm seyn, sich gleich einem Wunderthiere beschauen, und gleich einem Delinquenten examiniren zu lassen, er wird den Arzt zu Hülfe rufen, und ihn bezahlen, der ihm gefällt. Also wird der Physikus wohl arme Kranken besuchen und untersuchen müssen. Solche Reisen kosten Geld, und er mag sie nun auf seine eigene oder auf öffentliche Kosten machen, so werden derselbe wohl nicht viele geschehen, besonders, wenn der Physikus ein Mann ist, der ohne dieß eine Praxis hat, die ihm einträglicher ist, als das Physikat.

Ist es aber, um den Charakter einer epidemischen Krankheit und eine zweckmäßige Heilart zu bestimmen, hinreichend, ein Paar Kranke auf ein Paar Augenblicke

zu sehen? — Wahrlich dazu gehört etwas mehr. Eine genaue Beobachtung der ersten Entstehung der Epidemie, des Verlaufs der Krankheit bey verschiedenen Menschen, der Paroxismen, des Verlaufs in solchen Fällen, wo gar keine Mittel angewendet sind, eine genaue Prüfung der Relationen der Halbärzte und Nichtärzte, und eine sorgfältige Vergleichung mehrerer anderer Umstände ist dazu nöthig. *) Das ist nicht so bald abgethan, sondern erfordert Mühe und unverdrossenen Fleiß, es ist nicht die Sache eines Mannes, der ein Paarmahl in eine Commune kommt, und ein Paar Kranke beschaut. Es kann denn auch nicht fehlen, daß dergleichen den Halbärzten ertheilten Rathschläge, wie sie sich bey einer epidemischen Krankheit zu verhalten haben, höchst unvollständig, und nicht selten höchst zweckwidrig ausfallen. Die Männer, welche sie ertheilen, mag ich deßhalb eben nicht tadeln, denn an ihrer Stelle

---

*) Lucem vero affundit medico incognitum talem, et recens invadentem, epidemicum curaturo: Determinatio ejus ad speciem notam, cui maxime similis. Observatio ejus, qui eo tempore, circa æquinoctium vernum, vel autumnale, frequentior. Attentio ad phænomena spontanea, quæ mortem, salutem, meliorem, pejorem statum morbi, præcedunt. Eorum quæ inevitabiliter geruntur, ingeruntur, egeruntur, adjutamentum vel nocumentum. Comparatio plurium eodem tempore decumbentium simul. Abstinentia ab omni auxilio, quod dubium, valde movens, mutans, tectum morbi genium obscurans.

H. Bœrhave Aphor. de cogn. et curand. morb.

würde ich es nicht besser zu machen wissen; bloß zeigen will ich dir, daß dadurch, daß man die Halbärzte, bey epidemischen Krankheiten, zur Belehrung an wirkliche Aerzte weiset, eben nicht viel Gutes gestiftet werden könne. Ja, ich glaube vielmehr, daß durch solche unzulänglichen und oft unzweckmäßigen Rathschläge, die rationelle Heilkunde in den Augen des Volks vollends allen Credit verliert.

Man könnte ferner den Halbärzten aufgeben, sich aller heftig wirkenden Arzeneyen, welche man auch heroische nennt, zu enthalten. Aber der Begriff, den man mit jenem Worte verbindet, ist sehr unbestimmt. Jedes Mittel kann nach Umständen heroisch wirken, das heißt, eine solche Veränderung im Körper hervorbringen, wodurch der Tod herbey geführt wird. So kann man Glaubersalz in die Classe der heftig wirkenden Mittel setzen; denn ein Loth oder noch weniger dieses Salzes kann in manchen Fällen von Nervenfiebern oder Faulfiebern den Kranken in Lebensgefahr stürzen, das heißt, ihn so schwächen, daß keine menschliche Kunst mehr vermag ihn zu retten. Einige wenige Mittel gibt es, welche ich heroïsche nennen mögte, das sind nähmlich solche, über welche sich die Aerzte noch nicht einig sind, ob dieselbe nicht für die künftige Gesundheit nachtheilige Folgen haben. Vernünftige Heilkünstler bedienen sich aber solcher Arzeneyen selten oder gar niemahls. Statt

die Mittel in heroische und nicht heroische, wäre es besser die Heilarten so einzutheilen.

Ich nenne jede Heilart heroisch, bey welcher der Kranke ohne Noth Gefahr läuft, sein Leben zu verlieren. Wenn man von dieser Seite die Sache betrachtet, so kann durch Anwendung unbedeutender Mittel, und durch Nichtanwendung der wirksamen eine Cur sehr heroisch werden, obgleich, wenn man sie zu Papier bringt, kein einziges heroisches Mittel darin vorkommt. Ob nun aber durch Nichtanwendung eines wirksamen ein Mensch getödtet wird, oder ob er durch verkehrte Anwendung eines wirksamen direkt umgebracht wird, das ist wohl so ziemlich gleich: denn er ist ein Mahl wie das andere todt.

Kein Grundsatz mag wohl für die Gesundheit und das Leben der Menschen verderblicher seyn, als der: immer zuerst unbedeutende Mittel anzuwenden, und wenn diese nicht die erwünschte Veränderung hervorbringen, zu stärkern überzugehen. Dieses Verfahren, welches bey manchen Praktikern sehr gewöhnlich ist, und ihnen selbst so ausgemacht richtig scheint, daß sie jeden tadeln, der nach andern Grundsätzen handelt, hat leider von jeher die Heilkunde beym Volke gebrandmarkt. Wenn mir jemand seine Gesundheit, sein Leben anvertraut, ist es nicht schon als Mensch meine Pflicht, die

Mittel alsobald anzuwenden, durch welche ich am sichersten und schnellsten das Uebel heben kann? Was machts aus, ob diese Mittel auf der Erde wachsen oder unter der Erde gefunden werden, ob sie in kleinen oder großen Gaben wirken; genug ist es, wenn ich dem Kranken seine Gesundheit wieder verschaffe, und überzeugt bin, daß die von mir veranlaßte Veränderung keine künftigen Nachtheile zur Folge hat. Lentin sagt, wenn er von der Heilung des Rheumatismus des Kopfs durchs Quecksilber redet: man verschwendet Zeit und Geld, und mißbraucht die Geduld des Kranken, wenn man sich lange bey andern Mitteln aufhält. Das, was hier Lentin sagt, paßt auf gar viele Krankheiten und Arzneymittel.

Was will nun das Volk mit Aerzten machen, deren Händen der Staat die wichtigsten Arzneymittel nicht anvertrauen will und kann? Mit unnützen Mitteln werden diese Zeit und Geld verschwenden, die Geduld des Kranken mißbrauchen, und wenn sie nicht zum Zweck kommen können, die approbirten Heilkünstler zu Hülfe rufen.

Wahrhaftig, eine vortreffliche Sorge für das physische Wohl der Bürger! Als ob es gleichgültig sey, heute oder morgen ein Uebel mit den zweckmäßigsten Mitteln angreifen.

Doch

Doch laß uns auch annehmen, daß alle mögliche und denkbare Vorschriften in Betreff der Praxis der Halbärzte, zur Verbannung der Aftermedizin, und zu dem physischen Wohle der Bürger, dem endlichen Zweck jener Verbannung, führten: so würden sie doch nur dann dazuführen, wenn die Halbärzte wirklich moralisch gute Menschen wären, sie würden dann gewissenhaft innerhalb der Schranken bleiben, welche der Staat ihnen vorgezeichnet. Aber es ist thöricht, sich den Menschen als vollkommen vorzustellen, man muß vielmehr auf das Gegentheil rechnen, und darnach seine Maaßregeln nehmen. Schon in einem meiner vorigen Briefe erinnerte ich dich daran, daß gewöhnlich die Arroganz mit der Größe der Kenntnisse im umgekehrten Verhältnisse stehe. Gewiß wird sich der Halbarzt auf sein Wissen mehr einbilden, als der wirklich rationelle Heilkünstler. Wo dieser nach wahrscheinlichen Gründen vorsichtig handelt, wird jener nach eingebildeten gewissen dreist verfahren, in dem falschen Gefühl seines eigenen großen Werths, das Schicksal tadeln, das ihn zum Halbarzte machte, und kühn die Grenzen überspringen, die ihm der Staat vorzeichnete.

Er muß dafür bestraft werden, wirst du sagen. Ich bin mit dir vollkommen einig; aber sprich: Wer soll seine Thaten der Obrigkeit anzeigen? Der Kranke thut es nicht, denn er kennt die Sache nicht, er müßte Be-

weise beybringen, sähe unangenehmen Weitläuftigkeiten entgegen, und welchen Vortheil sollte er endlich davon haben? Ist er schlecht behandelt, so wird dadurch nichts gebessert, daß man den Halbarzt bestraft. *) Die Freunde des Kranken haben die nähmlichen Gründe, stille zu schweigen. Also würde es wohl endlich das Geschäft des wirklichen hinzugerufenen Arztes seyn. Aber es ist in der That ein elendes Geschäft andere zu verklagen, und wer es oft treibt, der macht sich auch beym Publico eben nicht sehr beliebt dadurch. Ueberdieß hat der praktische Arzt, wenn er sich in seinem Fache immer mehr vervollkommnen will, so viel zu thun, daß es ihm unmöglich einfallen kann, Halbärzte zu verklagen, und ihnen zu beweisen, wie und wo sie verkehrt curirt haben. Dann läßt sich auch die Grenze, innerhalb welcher die Halbärzte bleiben sollen, so genau nicht angeben. In manchen streitigen Fällen, werden sich die Relationen der Halbärzte, des Kranken und seiner Freunde widersprechen, und erstere letztere nicht

---

*) Das französische Gesetz verbiethet den Gesundheitsbeamten eine wichtige chirurgische Operation ohne Zuziehung eines Doctors zu verrichten, und sagt darauf:

Dans le cas d'accidens graves arrivés à la suite d'une opération exécutée hors de la surveillance et de l'inspection prescrite ci-dessus, il y aura recours à indemnité contre l'officier de santé qui s'en sera rendu coupable.

Da kann der Kranke doch noch Vortheil von seiner Klage haben.

als competente Beobachter anerkennen wollen, dadurch und durch mehrere andere Umstände kann leicht eine solche Sache weitläuftig gemacht werden, darum halte ich es fürs beste, daß sich der Arzt nicht mit dem Angeben befasse, es mögte denn seyn, daß er nichts besseres zu thun wüßte. Und wirklich, wenn der Staat Halbärzte anstellt, und ihnen ihre Grenzen auch noch so genau vorzeichnet, so kann er doch ohne großen Scharfsinn die Folgen berechnen; also würde es selbst ein unzeitiger Vorwitz seyn, ihn darauf aufmerksam zu machen.

Du wirfst mir auch vor, daß ich die Unwissenheit mancher Aerzte, als eine Ursache der Pfuscherey angegeben, und machst mich auf die Einrichtung aufmerksam, welche der preußische Staat getroffen, um diese Ursache dadurch aufzuheben, daß er eine zweckmäßige Prüfung veranstaltet. Herr g. R. Hufeland hat uns den Zweck und die Einrichtung des medizinischen Cursus zu Berlin in seinem Journal mitgetheilt; ich mag dir also künftig wohl aufrichtig meine Meynung sagen, in wiefern ich glaube, daß diese Einrichtung dazu beytragen könne, jenen Staat mit geschickten Aerzten zu versehen. Lebe wohl.

Neunzehnter Brief.

Wenn ich mit dir von dem Zweck und der Einrichtung des medizinischen Cursus zu Berlin rede, so muß ich dir zuerst sagen, daß ich jene Einrichtung für die vollkommenste ansehe. Mit Recht bemerkt Herr Hufeland in der Nachschrift, daß ein Examen allein nicht hinreiche, die Fähigkeiten und Kenntnisse des jungen Arztes zu prüfen. Jeder, der ein gutes Gedächtniß hat, und ein gutes praktisches Handbuch auswendig lernt, braucht nie bange zu seyn, in einem Examen, wo man bloß über praktische Gegenstände fragt, abgewiesen zu werden. Stimmen seine Antworten auch eben nicht allezeit mit den Gedanken des Examinators überein, so kann das wenig schaden; denn dem Candidaten kann dieses, da er die Autorität eines bewährten praktischen Schriftstellers für sich hat, nicht als Unwissenheit ausgelegt werden; zum wenigsten kann man ihn deßhalb nicht abweisen. Zweckmäßiger, um junge Aerzte zu prüfen, ist unstreitig der clinische Cursus, wo man ihnen ein Paar Kranke übergibt, die sie unter der Aufsicht eines erfahrnen Heilkünstlers behandeln müssen.

Aber, wenn man nun durch alle diese Künste erforscht hat, daß ein Mann die nöthigen Kenntnisse besitzt, daß er die zwey Kranken richtig behandelt hat, so

weiß man doch weiter nichts, als daß er sich jetzt qualifizire, die praktische Laufbahn anzutreten. Wie er sie fortsetzen werde, das kann man dadurch nicht wissen. Wer die Medizin studirt, hat in den academischen Jahren genug zu thun, das höchst Nöthige seines Faches zu erlernen. Er hat Kenntnisse gesammelt, durch deren Hülfe er zum guten Praktiker werden kann, aber er ist es noch nicht. Das eigene Studium der Natur, die Vergleichung anderer Erfahrung mit seiner eigenen, das unablässige Bestreben nach möglicher Vollkommenheit, kann ihn bloß dazu machen.

Aber, Carl! zu allem diesem gehört, daß der Arzt sein Fach lieb gewonnen habe, daß er die Medizin um ihrer selbst willen studire, nicht aus andern Beweggründen. Wer aber einmahl auf die Weise sich seinem Fache gewidmet hat, bey dem bedarf es keines Examens, weder eines praktischen, noch theoretischen Cursus, er wird sich nicht allein, hat er die academischen Studien beendiget, für die Praxis qualifiziren, sondern, so lange er lebt, sich immer mehr zu vervollkommnen suchen. Der, welcher die Medizin nicht um ihrer selbst willen studirt, der wird in den academischen Jahren gerade so viel lernen, um durchs Examen und durch den Cursus zu kommen. Ist er durch diese Prüfungen, so praktizirt er in Gottes Nahmen drauf los, und ist im zehnten Jahre der Praxis unwissender, als im ersten. So halte ich dafür,

daß alle Prüfungen wohl verhüten, daß das Land nicht mit ganz unwissenden Aerzten überschwemmt werde, aber sie können wenig dazu beytragen, es mit wirklich guten und schätzbaren Heilkünstlern zu versehen. Wirklich haben auch die Aerzte mittelmäßiger und kleiner Städte so wenig Ermunterung zur Vervollkommnung, daß schon sehr große Anhänglichkeit an die Heilkunde dazu gehört, um nicht in einigen Jahren ganz zu verwildern.

Sich in einer mittelmäßigen Stadt eine einträgliche Praxis zu verschaffen, dazu gehört keine große Kenntniß der Heilkunde, sondern Kenntniß der Verhältnisse, worin man lebt, Bekanntschaft und Freundschaft solcher Leute, die den Ton angeben. Zu beydes führt Weltkenntniß und der Zufall. Wer sich Mühe gibt, es dahin zu bringen, daß die Leute sagen, er sey ein geschickter, ein vortrefflicher Arzt, der handelt klüger, als der, welcher sich Mühe gibt, wirklich ein solcher Mann zu werden.

Den Arzt eines kleinen Orts kann auch die Aussicht auf eine einträgliche Praxis nicht zur Selbstvervollkommnung ermuntern; denn hat er einmahl in einem gewissen Distrikt das Zutrauen der Menschen erworben, so darf er, wenn ihm seine eigene Gesundheit lieb ist, eine weitläuftigere Praxis selbst nicht einmahl wünschen.

Wenn aber die Aussicht auf eine einträglichere Praxis die Aerzte mittelmäßiger und kleiner Städte nicht zur Selbstvervollkommnung bestimmen kann, was könnte sie denn sonst dazu ermuntern? — Es gibt Land- und Stadtphysikatstellen: — das weiß ich wohl, aber es gibt auch Leute, die das Recht haben, Aerzte dazu vorzuschlagen. Studire also die Verhältnisse, in denen du lebst, so wirst du eher dazu gelangen, als wenn du die Medizin studirst.

Ja, anstatt daß der Staat die Aerzte ermuntern sollte, sich zu vervollkommnen, schreckt er sie vielmehr auf eine eigene Weise davon zurück. Man stellt in jedem mittelmäßigen Orte gerade so viele an, als sich nur immer daselbst niederlassen wollen. Dient das denn auch dazu das physische Wohl der Bürger zu befördern? Ich sollte denken, der Staat, der doch die Bevölkerung des Orts kennt, könnte auch für jeden eine solche Anzahl Aerzte festsetzen, als hinreichte, um die Kranken gehörig zu besorgen.

So könnten die Aerzte von der Praxi ordentlich leben, sich die nöthigen Schriften anschaffen, und hätten auf die Weise die Mittel in Händen, mit der Aufklärung des Zeitalters zum wenigsten gleichen Schritt zu halten. Sie hätten nicht nöthig sich zu beneiden, zu verleumden, und sich die Praxis auf eine unedle Art

zu verschaffen. So würden die Aerzte und durch sie die rationelle Heilkunde mehr wirkliche Achtung beym Volke erhalten, und mehrere Ursachen der Pfuscherey zugleich aufgehoben werden. Ob in den preußischen Staaten eine gewisse Anzahl Aerzte für jeden Ort bestimmt sey, weiß ich nicht, so viel ist gewiß, daß in den Städten dieses Landes eine doppelt große Anzahl angesetzt war, als von der Praxi bestehen konnte.

Mancher Staat verbiethet die Hazardspiele, er will Vormund seiner Bürger seyn, sorgen, daß sie ihr Geld nicht verspielen, nicht von Gaunern geplündert werden: warum ist er nicht auch Vormund der jungen Aerzte, und verbiethet ihnen sich an solchen Orten niederzulassen, wo schon eine hinreichende Anzahl ihrer Amtsbrüder für die Gesundheit der Bürger sorgt? — Der junge Arzt ist unbekannt mit den bürgerlichen Verhältnissen. Narren genug gibt es, welche zu ihm sagen: Hier oder dort müßt ihr euch niederlassen, dort werdet ihr eine herrliche Praxis bekommen. Der junge Mann geht hin, siehet im Geiste goldene Berge, und findet sich getäuscht. Ich glaube, wenn an einem Orte von fünf bis sechs tausend Einwohnern auch zwanzig Aerzte wohnten, so würde man doch noch verrückte Menschen genug dort antreffen, welche den jungen Doktor zu überreden suchten, es sey kein besserer Ort für ihn, als gerade dieser, man werde ihn mit offenen Armen empfangen, und die zwanzig

Amtsbrüder augenblicklich allen Credit verlieren. Doch, ich schweife aus, und verstoße gegen meinen Grundsatz niemand einen guten Rath zu geben, der ihn weder verlangt, noch nöthig hat. Bey dieser Gelegenheit aber, da ich gerade von dem medizinischen Cursu zu Berlin rede, muß ich mir deine Belehrung in einer Sache ausbitten, an welche mich einige Zeilen der Vorrede des Herrn Hufeland zu jenem Reglement erinnern.

Er sagt von dem Doktortitel: Leider ist es dahin gekommen, daß dieser ehedem so ehrwürdige Nahme gar nichts mehr beweiset, und daß die ganze Promotion zu einer bloßen Formalität heruntergesunken ist.

Ich kann gegen diese Behauptung gar nichts einwenden; gern mögte ich aber wissen, ob es denn, um in den preußischen Staaten als praktischer Arzt approbirt zu werden, durchaus nöthig sey, sich vorher diesen nichts beweisenden Doktortitel anzuschaffen, und jene Formalität, welche man Promotion nennt, mitzumachen?

In dem 19. §. des Reglements heißt es zwar: „Des Endes muß er mit Ueberreichung seines Doktor„diploms und seiner Inaugural-Dissertation, wovon er „mehrere Exemplarien zu übergeben hat, bey unserm „Ober-Collegio medico die Erlaubniß zu allen diesen „Prüfungen nachsuchen.“

Es ist aber nicht dabey bemerkt, ob auch jemand, der gar kein Doktordiplom und keine Dissertationen hat, jene Erlaubniß nachsuchen darf, und ob man sie in diesem Falle auch ertheilen werde.

Wenn ich eine Schrift lese, und merke, daß der Verfasser ein vernünftiger Mann ist, so ist meine Weise, im Falle ich auf eine Stelle stoße, welche undeutlich oder zweydeutig ist, sie so zu erklären, daß sie mit dem Ganzen so viel möglich übereinstimme, ihm zum wenigsten nicht widerspreche. Verfahre ich so mit jener Stelle, so muß ich glauben, daß darin nicht behauptet werde, jeder Arzt müsse ein Doktordiplom haben, sondern wer es habe, solle es übergeben. Man hat dabey bloß an die alte Mode gedacht, daß junge Aerzte sich gewöhnlich von der Facultät zu Doktoren der Medizin machen lassen.

Wollte ich diese Stelle anders erklären, so würde sie mit dem Ganzen nicht übereinstimmen; denn durch das Reglement selbst wird ja die academische Promotion für unzulänglich erklärt, Herr Hufeland nennt sie selbst eine bloße Formalität. Man wird doch gewiß bey dieser vortrefflichen Einrichtung, deren einziger Zweck ist, die Kenntnisse der jungen Aerzte zu prüfen, eine bloße Formalität und einen nichtsbeweisenden Titel nicht zur ersten nothwendigen Bedingung machen.

Der Doktortitel muß überhaupt wohl nicht viel zu bedeuten haben. Viele Aerzte großer und mittelmäßiger Städte werfen ihn ja weg, und lassen sich Geheimerath, Hofrath und Medizinalrath nennen, es wäre höchst unbillig, wenn man nicht jedem Arzt erlauben wollte, sein Geld in der Tasche zu behalten, und sich schlechtweg bey seinem ehrlichen Familiennahmen nennen zu lassen.

Die Advocaten waren in alten Zeiten auch Doktoren, aus den ersten Jahren meiner Kindheit erinnere ich mich noch, daß man sie so nannte. Heut zu Tage sind sie es nicht mehr; ist es nicht seltsam, daß es die Aerzte noch sind? —

Zwanzigster Brief.

Du fragst mich, ob ich es zur Ausrottung der Aftermedizin für zweckmäßig halte, daß man die Afterärzte bestrafe. Das ist eine Sache, worüber sich viel sagen läßt; meine Meinung will ich dir mittheilen, aber nicht aufdringen.

Um einen Pfuscher zu bestrafen, dazu ist nöthig, daß man ihn angebe, nicht bloß, daß man ihn überhaupt als Medikaster angebe, sondern, daß man die

Fälle anführe, wo er das Geschäft des Arztes getrieben. Selten wird der Kranke oder dessen Freund ihn verklagen; ist er also verklagt, so fällt zuerst der Verdacht der Angabe auf den wirklichen Arzt, wenn gleich sein Nahme nicht genennt ist. Der Quacksalber muthmaßt dieses, und alle, welche ihm ihr Zutrauen schenken. Nun wird aber das Volk nie auf den Einfall kommen, daß der Arzt eine solche Angabe zum gemeinen Besten gemacht, sondern man beschuldigt ihn vielmehr des Geitzes, des Neides, ja was noch das Schlimmste ist, man siehet ihn als einen Mann an, der die Hülfe der Obrigkeit nöthig habe, um seine Kunst im Ansehen zu erhalten. Die Kunst des Quacksalbers betrachtet man als etwas viel edleres, als eine Sache, welche der Arzt nie zu erreichen, als Geheimnisse, welche er nie zu ergründen vermöge; denn warum sollte er sonst darauf schimpfen, warum sollte er sonst den Künstler verklagen, und ihn zu unterdrücken suchen? — So wird unter dem Volke raisonnirt. Es ist also wohl nicht zu bewundern, wenn ein Quacksalber immermehr Zulauf bekommt, jemehr ihn die Obrigkeit verfolgt.

Dadurch, daß man den Afterarzt verklagt, wird das Volk erst recht aufmerksam auf ihn gemacht; es forscht nach den Kuren, die er verrichtet, und posaunt sie allenthalben aus, ja, was noch schlimmer ist, es zählt die mißlungenen Curen der approbirten Aerzte,

und die gelungenen des Quacksalbers, und stellt so Vergleichungen an.

O, mein lieber Carl! wie manchen berühmten oder berüchtigten Mann würde uns die Geschichte nicht nennen, wenn man ihn in seiner Zeit nicht verfolgt, sondern ruhig sein Wesen hätte treiben lassen. Wie manche wichtige Begebenheit, welche auf ganze Länder Einfluß hatte, würde sich nie ereignet haben, wenn man das Genie, welches sie zuerst veranlaßt, ungestört hätte wirken lassen, und es nicht durch Verfolgung zum wichtigen Mann gestämpelt!

Ich habe hier zu einer Zeit gelebt, wo jeder Arzt war, der es seyn wollte, wo man keinen angeben noch verfolgen konnte, der der Republik jährlich sein Patent bezahlt hatte. Siehet es denn jetzt übler bey uns mit der Medizin aus, als damahls, wo die preussische Medizinalgesetze galten? Wahrlich nicht. — Hier in meinem Orte ist die Aftermedizin um vieles, sehr vieles minder, als damahls, wo man mit großer Strenge auf die Beobachtung der preussischen Gesetze hielt. Von der Stadt Cleve, welche ich zwar so genau nicht kenne, kann ich dir doch so viel versichern, daß es um die Medizin gewiß nicht schlechter aussiehet, als ehemahls.

Wie ich zuerst in dieses Land kam, lebte in jener Stadt ein unapprobirter Halbarzt, welcher sich vielen Credit verschafft, und unter den Bürgern eine gute Praxis hatte. Es herrschte noch ein Schatten von preussischer Ordnung, er wurde also vor den Medizinalfiscal gefordert, und man wollte ihn bestrafen. Er wendete sich aber an den französischen Commissaire, der schützte ihn. Seitdem hatte er keine Anfechtung mehr zu befürchten, er war Arzt, wie jeder andere. Sein Credit, seine Praxis vermehrte sich. Er wurde, wirst du denken, endlich der gesuchteste Praktiker von Cleve? — Ach nein, er hatte in kurzem nichts mehr zu thun, und wie man sagt, hat er selbst seinen Nahmen auf der Liste der Gesundheitsbeamten ausstreichen lassen. — So gehet es, wenn man den Medikastern nichts in den Weg legt; sie hören von selbst auf thätig zu seyn.

Wo ist der englische, wo der africanische Doktor, wo der Marktschreyer mit seinem Hanswurst, wo andre Geschöpfe mit seltsamen Nahmen, welche gleich Harpyen auf dieses Land der Freyheit losstürmten? — Sie sind nicht mehr, weil man sie nicht verfolgte.

Wo ist das Mädchen des Gelderlandes, das mit Oehl alle Gebrechen heilte, zu dem aus allen Gegenden zu Fuß und zu Pferde die Preßhaften eilten? — Ru-

big hat es fortgeschmiert, und ist vom Schauplatze verschwunden.

Siehe, ich schreibe dir keine Phantasien, sondern das, was ich selbst erlebte. Denkst du anders, so setze getrost dein Raisonnement meiner Erfahrung entgegen, ich zürne darum nicht.

Bis dahin haben wir nun die vorzüglichsten Ursachen der Aftermedizin aufgesucht. So lange sie nicht alle oder doch die meisten können aufgehoben werden, so lange wird auch die Aftermedizin ihre Rechte behaupten, und ein nothwendiges Uebel im Staate bleiben.

Daß Aerzte und Nichtärzte darüber klagen, und gegen sie zu Felde ziehen, daß auch einige Aerzte dieses thun, welche man eben nicht beschuldigen kann, daß Neid oder Geitz sie beherrsche, darüber wundere ich mich eben nicht, denn es ist wirklich empörend, wenn man siehet, daß nützliche Mitglieder des Staats durch unwissende Menschen getödtet, oder was noch schlimmer ist, auf immer ihrer Gesundheit beraubt werden.

Aber dieses Gefühl des Mitleidens störe nie, auch nur auf einen Augenblick die Ruhe unsers Gemüths, verleite uns nie zu Handlungen, welche eher der guten Sache schaden, als sie befördern. Zu diesen Handlun-

gen rechne ich das unnütze Klagen über die Afterärzte. Glaube mir, keiner, der einem Quacksalber sein Zutrauen schenkt, hört einen Arzt darüber klagen, oder er leitet diese Klagen aus unlautern Quellen her, und wird dadurch eher in seinem Irthum bestärkt, als herausgerissen.

Ich glaube zwar nicht, daß ein vernünftiger Mann alle Gefühle unterdrücken müsse, denn wozu hätte sie der Schöpfer sonst in uns gelegt; aber zuweilen ist es doch zu unsrer eignen Ruhe nöthig, der Vernunft volle Herrschaft über dieselben einzuräumen.

Wer sich von Mitleiden, Zorn und ähnlichen Gefühlen da beherrschen läßt, wo diese gar keinen Zweck haben können, als bloß die Ruhe des Gemüths zu stören, den halte ich für einen Wahnsinnigen. Und welchen Zweck kann unser Mitleiden mit den Unglücklichen, welche durch Afterärzte getödtet werden, und unser Zorn gegen die Afterärzte haben? — Das Uebel hat zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß wir es ausrotten könnten. Darum sollen wir auch in diesem Falle unsrer Vernunft volle Herrschaft über das Gefühl zugestehen, sie erkennet es als zwecklos und unsrer Ruhe schädlich, also muß es ausgerottet werden. Vielleicht sahe ich mehr Menschen durch Afterärzte unglücklich werden, als du; aber das empört mich eben nicht mehr, als ob ich in

den

den Zeitungen lese, daß bey einem Treffen einige Tausend auf dem Platze geblieben: so wenig ich dieses, so wenig kann ich auch jenes hindern.

Wendet sich jemand an mich, der auf diese Weise seine Gesundheit verloren, so sehe ich ihn an, als einen Unglücklichen, den der reissende Strom halb ersäuft, oder die Feuersbrunst halb verbrannt hat, und so wenig ich in unnütze Klagen über den reissenden Strom ausbreche, eben so wenig klage ich über die Afterärzte. Aufrichtig bekenne ich dir aber, daß ich nicht immer so gedacht habe.

In den ersten Jahren, da ich als Arzt in der bürgerlichen Gesellschaft auftrat, glaubte ich, alle müßten nach den Grundsätzen handeln, welche Erziehung in mein Gehirn geschrieben, und welche die auflodernde Flamme meines Temperaments etwas zu hell beleuchtete. Ich fühlte mich nicht allein gedrungen jedem mit meiner Kunst zu helfen, der meinen Beystand verlangte, sondern es empörte mich auch gewaltig, wenn ich die Niederlage ansahe, welche die Aftermedizin unter den Bürgern des Staats anrichtete. — Aber, guter Freund! wie sehr haben einige Jahre auf mich gewirkt. Zerstört sind zwar nicht jene Grundsätze, aber sie sehen doch fast aus, wie die Inschriften alter Monumente, die aus den zerbröckelten Buchstaben nur der Kenner ent-

ziffern kann. Noch helfe ich jedem, der meine Hülfe sucht; aber übrigens sehe ich ruhigen Geistes dem Gewühle der Welt zu. Man strebt allenthalben nach Vollkommenheit, aber man erreicht sie nie: das ist das Schicksal der Menschheit.

Ich schätze die Männer, denen der Staat aufträgt, Medizinalverordnungen zu machen, ihres guten Willens wegen, die Aftermedizin zu unterdrücken, und das Land mit rationellen Heilkünstlern zu versehen; aber weil ich über die Schwierigkeiten, welche hier der möglichen Vervollkommnung im Wege stehen, ernstlich nachgedacht, so werde ich mich nie, weder betrüben noch ärgern, wenn durch jene Verordnungen der beabsichtigte Zweck nicht erreicht wird.

Mehrere Ursachen der Aftermedizin liegen in den Aerzten selbst. Es stehet also in deiner und jedes Heilkünstlers Gewalt, sie aufzuheben. Verbanne allen Neid aus deinem Herzen. Sey nicht habsüchtig. Hänge nichts blindlings an ältern oder neueren Theorien, aber verachte sie auch beyde nicht, denn du kannst aus beyden Ideen schöpfen, oder sie können die Veranlassung zu neuen geben, denen du die Erhaltung vieler Mitbürger verdankst. Meide allen unnöthigen Aufwand von Arzneymitteln. Lerne die Körper deines Climas kennen. Vernachläßige nie die Armen, wenn dir die Reichen ihr Zutrauen schenken.

Studire die Heilkunde, nicht bloß ein System der Heilkunde, denke selbst darüber nach, denke dir deutlich ihre Unvollkommenheit, so wird dir deine gesunde Vernunft in einzelnen Fällen sagen, wie du trotz dieser Unvollkommenheit mit möglicher Sicherheit handeln kannst, und so wirst du selten in den Fall kommen zu straucheln; eben wie der, welcher im Dunkeln einen holperichten Weg gehet, weniger straucheln wird, wenn er weiß, der Weg sey holpericht, als wenn er ihn eben sich vorstellt.

Verbanne alle Charlatanerie, und suche, so viel du kannst, richtige Begriffe über die Heilkunde unter deinen Mitbürgern zu verbreiten. Sey zu stolz über Afterärzte zu seufzen und zu schimpfen, oder sie zu verklagen, und mache dadurch stillschweigend dem Volke begreiflich, daß die rationelle Medizin eine Kunst sey, welche über Seufzen und Schimpfen, und Verklagen weit erhaben, sich selbst ohne alle Kunstgriffe ohne äußere Hülfe aufrecht erhalten könne. Wenn du so handelst, trägst du gewiß das deine treulich dazu bey, die Aftermedizin zu unterdrücken, und ahmen dir alle deine Amtsbrüder darin nach, so wird es dem Staate ein Leichtes seyn, jenes verschriene Ungeheuer vollends in Fesseln zu schlagen.

Verlags-Artikel der Keilischen Buchhandlung.

Actenmäßige Geschichte der Räuberbanden an den beyden Ufern des Rheins 2 Th. in 8. Preis 7 Fr. (2 Rthlr 20 Stüber) der erste Theil enthält die Geschichte der Moselbande und der Bande von Schinderhannes: der zweyte die Geschichte der Brabäntischen, Holländischen, Mersener, Crevelder, Neußer, Essendischen, Westphälischen und Neuwieder Räuberbande; dem Werke sind die Signalements der noch herumziehenden Räuber beygefügt.

Biographie des doppelten Meuchelmörders Pet. Jos. Schäffers, Pfarrers in Sennheim und Uffholz (im ehemahligen Elsaße) nachher in Cöln; mit seinem Portrait 3 Francs (1 Reichsthaler) ohne Portrait 2 Fr. (40 Stüber.)

NB. Bey andern Handlungen kostet dieses Werk mehr, weil wegen der großen damit verbundenen Kosten der gewöhnliche Rabath nicht gestattet werden kann.

Vollständige Vergleichungs-Tabellen der ehemahls im Ruhr-Departemente und noch in den angränzenden Ländern gebräuchlichen Maaßen und Gewichte mit den neuen Metrischen, und so umgekehrt, nebst Berechnung der Preise der Waaren nach dem neuen Maaß und Gewicht; von Johann Jacob Meyer, Friedensrichter des Cantons Dormagen, 2. Theile. 5 Francs. (1 Rthlr. 40 Stüber.)

Der Schützling der Thiere, von Carl Aug. von Rade 1 Fr. 50 Cent. (30 St.)

Französische Sprachlehre von Jacques Boyon Doberten, ehemahligen Prof. der schönen Wissenschaften in Frankreich und Lehrer der französischen Sprache bey der Universität zu Jena. 37 Bogen groß Octav. J. XI. 4 Francs. (1 Rthlr. 20 St.)

Der Präfect des Ruhr-Departements hat durch ein gedrucktes Circular-Schreiben vom 11. Nivos 12. Jahres (2. Januar 1804) die Einführung dieses Werkes als Handbuch in den öffentlichen Schulen seines Departements empfohlen, weil es correcter, vollständiger und faßlicher ist, als die übrigen bis jetzt erschienenen französischen Sprachlehren für deutsch sprechende, und einen Mann zum Verfasser hat, welcher beyder Sprachen gleich mächtig ist, und sein System mit Ordnung und Methode vorträgt. (Schon vor diesem Circulare hatten mehrere Unterrichts-Anstalten diese Grammatik als Schulbuch angenommen.)

Le nouveau code civil de la France, abonnement de 3 francs 50 cent. pour 20 feuilles in 8°. (1 Rthlr. 10 St.)

Le même code en français et allemand (Uebersetzung von Professor Daniels in Cöln) unter denselben Bedingungen.

Das Civil-Gesetzbuch für Frankreich, aus dem Französischen übersetzt vom Prof. Daniels (unter denselben Bedingungen.)

Code civil, contenant la serie des lois qui le composent, avec leurs motifs, et les discours qui ont été prononcés au tribunat et au corps législatif. Abonnement de 6 fr. pour 40 feuilles.

Neue Organisation des Religionswesens in Frankreich; nebst historisch-politischen Bemerkungen von Ph. Chr. Rheinhard, Prof. der Geschichte an der Central-Schule des Ruhr-Departements in 8. 4 Fr. (1 Rthlr. 20 Stbr.)

Bemerkungen über das von Frankreich mit dem Papste geschlossene Concordat, von einem katholischen Priester. 60 Cent. (12 St.)

Sammlung der Gesetze in Betreff der Aerzte, Wundärzte, Gesundheits-Beamten, Hebammen, Apotheker, Materialisten, und Gewürzhändler in Frankreich, in 8°. geheftet. 1 Franc. (20 St.)

Leben und Hinrichtung des Räuberanführers Mathias Weber genannt Fetzer; zweyte Auflage 8. 90 Cent. (18 St.)

Handbuch für Maire und Adjuncte, Municipalräthe, Contributions-Empfänger und Repartitoren etc. verfaßt von A. Keil und Ph. Chr. Reinhard, 2 Bände in 8. 12 Fr. (4 Rthlr.) (Der Präfect des Ruhr-Departements hat durch ein gedrucktes Circular dieses Handbuch den Beamten, für welche es bestimmt ist, so wie jedem Bürger bestens empfohlen.)

Geschichte des 18. Brumaires. 3 Fr. (1 Rthlr.)

Bey derselben Buchhandlung findet man ein beträchtliches Assortiment von Musikalien jeder Art, so wie die besten Werke jeder Oster- und Herst-Messe.

H. HEINRICH
Buchbinderei
Rottenburg/

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rademacher, Johann Gottfried,

Briefe für Ärzte und Nichtärzte über die Aftermedizin und deren Nothwendigkeit im Staate

Cöln 1804

Pol.civ. 117 q
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10767186-6